



Deutsche Sammlung
Reihe: Kulturgeschichte und Volkskunde, I. Band

Englische und deutsche Mannesart

von

Günther Jacoby
a. o. Professor der Philosophie an der Universität Greifswald



Verlag Dr. Karl Moninger, Greifswald
1921

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co.
Greifswald

Wer längere Zeit im Auslande gelebt hat, erwirbt ein mehr oder minder ausgeprägtes Gefühl für die innere Verschiedenheit der Völker. Will man diese Verschiedenheit deutlicher erfassen, so muß man versuchen, sie auf Begriffe zu bringen und sie aus ihren Ursachen zu erklären. Wir stellen hier diesen Versuch mit zwei Erscheinungsformen im Völkerleben an, die für jeden von uns wichtig sind, ohne daß jeder von uns über sie zu völliger Klarheit gelangt wäre.

Deutsche und englische Mannesart sollen mit einander verglichen werden. Jedoch nicht mit den Mängeln und Schwächen, die, seiner Natur nach, dem einzelnen Deutschen ebenso anhängen, wie dem einzelnen Engländer; sondern verglichen werden soll die den beiden Mannesarten zu Grunde liegende reine „Idee“: das sittliche Lebensziel, das sich der deutsche Mann steckt im Unterschiede von dem englischen Manne.

Wie die Völker wirklich sind, das gehört in die vergleichende Natur- und Kulturgeschichte. Naturgewachsene Menschenarten unterscheiden sich wie die Arten der Tierwelt. Abstammung und Lebensbedingungen, Bodenverhältnisse, Witterungsumstände spielen die entscheidende Rolle. Bei den Kulturvölkern kommen geschichtliche, staatliche, volkswirtschaftliche Tatsachen hinzu. Alles das mit einander verglichen gibt ein anschauliches Bild tatsächlichen Bestandes.

Etwas schwieriger gestaltet sich die Lage bei einer Untersuchung dessen, was die Völker wollen. Hier kommen wir aus der vergleichenden Natur- und Kulturgeschichte in die vergleichende Sittenkunde. Hier treten statt Wirklichkeiten Werte auf, die einerseits nicht restlos aus äußeren Umständen ableitbar sind; anderseits noch nicht in vollendete Erfüllung getreten sind. Solche Werte sind begrifflich schwerer faßbar und daher für den Vergleich auch weniger bequem als die unmittelbar vorliegenden Wirklichkeiten. Und doch sind sie die Wirklichkeit der Völker in einem höheren Sinne des Wortes. Ein Vergleich solcher Werte führt zu einer besonders wichtigen Erfassung der Völkerwirklichkeit, zu einer Vertiefung der Rassenkunde. Denn in ihnen zeigen sich die Triebkräfte, die, wiewohl nicht auf der Oberfläche der Völkerwirklichkeit sichtbar, dennoch dieser Gestalt verliehen haben und ihr auch in Zukunft Gestalt verleihen werden. So zeigt uns ein Vergleich der Ziele, die sich die Völker stellen, deren Möglichkeiten und ihr schlummerndes Können, aber auch die Grenzen ihrer Begabung. Er führt uns zu der höchsten Höhe, deren ein Volk sich fähig glaubt. Eben damit aber auch zu der tiefsten Wurzel seiner Lebenskraft. Denn es liegt in der Natur des Menschen, daß er seine Ziele nur so hoch zu stecken vermag, als die Tiefe seiner Veranlagung reicht: wie sich ein Baum nur dann mächtig und hoch entfalten kann, wenn seine Wurzeln tief in das Erdreich hinab ragen.

Das Ziel, das sich jeder rechte Engländer stellt, ist ein ‚gentleman' zu werden. Gentleman bedeutet ursprünglich Mitglied der ‚gentry', d. h. des Uradels durch

Abstammung, nicht des Briefadels durch Ernennung. Ich erinnere mich, daß ein englischer König auf die Bitte eines reich gewordenen Mannes, sein Sohn möge durch Adelsverleihung zu einem ‚gentleman‘ gemacht werden, die Antwort gab: „Und wäre ich Gott im Himmel, so könnte ich aus ihm keinen ‚gentleman‘, sondern nur einen ‚nobleman‘ machen“. — Wenn also heute jeder dritte Mann in England beansprucht, ‚gentleman‘ zu sein, so ist damit die ursprüngliche Bedeutung edler Abkunft verloren.

In England selbst ist vielfach auch die Erinnerung an die Herkunft des ‚gentleman‘-Begriffes verloren. Die Leute bringen es mit ‚gentle‘ zusammen, weil ein gentleman „sanft“ auftreten müsse. Das ist natürlich falsch.

Als eigentümlich englisches Lebensziel ist der heutige gentleman-Begriff ursprünglich von den Ritterschulen, den Erziehungsanstalten des Adels heraus gebildet. Oxford war dazu da, den jungen englischen gentleman zu lehren, wie sich ein englischer gentleman zu benehmen hat. Sir Roger de Coverly's Vater hat stets seine Laienbibel ‚The perfect gentleman‘ bei sich. Ich selbst habe seiner Zeit einmal des alten Peacham ‚Complete gentleman‘ von 1634 gelesen. Diese Schriften sind in ihrem wesentlichen Inhalte Anstandsbücher für junge Adlige.

Nun ist aber der angelsächsische Adel niederdeutscher Herkunft. So darf es uns nicht wundern, wenn wir in dem ursprünglichen gentleman-Begriff viele Herrentugenden des deutschen Mittelalters finden: die „Saelde“ und die „Milde“, im Sinne der Mildtätigkeit, den Schutz

der Schwachen, Verehrung der Frau, Tapferkeit, Ehre, Treue, Gottesfurcht. Es sind die Lehnsherrentugenden: hervorgegangen aus dem Bewußtsein der Verantwortung des Lehnsherren gegenüber seinen Lehnsleuten und allen denen, die auf seinen Schutz rechnen.

Hier möchte ich einen Augenblick inne halten, um darauf hinzuweisen, daß in diesem geschichtlichen Ursprunge des englischen gentleman-Begriffs die tatsächliche Ursache und die sittliche Berechtigung dafür liegt, daß sich auch heute noch jeder ritterlich denkende deutsche Mann zu dem englischen Gentlemanwesen hingezogen fühlt. Ja, ein Kenner Englands hat einmal verlangt, man solle doch untersuchen, in wie weit die Sitte der deutschen Herrenwelt von dem englischen Gentlemantum beeinflußt sei. Eine solche Untersuchung würde, abgesehen von ganz geringfügigen Äußerlichkeiten, ergebnislos verlaufen. Denn es ist nicht der Geist des englischen gentleman, der in den deutschen Geist eingedrungen wäre; sondern es ist der alte deutsche Sittlichkeitsbegriff unseres eigenen Adels, der sich auf das Wesen des deutschen Mannes einerseits und durch das niederdeutsche Angelsachsentum auf das Wesen der Gentlemanerziehung anderseits vererbt hat. Aus dieser gemeinschaftlichen Abstammung erklärt sich die Ähnlichkeit und die wechselseitige Zuneigung beider Gruppen.

Im Mittelpunkte der deutschen Rittertugenden steht die Treue, die wir in einem eigentümlich tiefen Sinne des Wortes als deutsches Erbgut betrachten dürfen, und die in einem verengten Sinne als ‚loyalty' auf die englische Gentlemanerziehung übergegangen ist. Es

ist mir ein Prüfstein für die Richtigkeit dieser Behauptung, daß der ehemals führende Philosoph der Harvard-Universität Josiah Royce, einer der feinsten Vertreter altenglischen Wesens, in der ‚loyalty' den Kern und die eigentliche Kraftquelle der Sittlichkeit seines Stammes fand. —

Auch die Bürger des falschen Albion sind treu: wenn nicht im deutschen Sinne dieses Begriffes, so doch im englischen: loyal. Der englische Begriff der loyalty unterscheidet sich von dem deutschen Begriffe der Treue dadurch, daß er äußerlicher gefaßt ist. Er geht auf Handlungen, während Treue auf das seelische Verhältnis geht, aus dem Handlungen entspringen. Man „handelt" loyal; aber man „ist" treu. Schon in der sprachlichen Abkunft beider Begriffe kommt dieser Unterschied zum Ausdruck. Loyal als sittliches Begriffsgebilde romanischen Wesens, heißt dem von außen gegebenen „Gesetze" entsprechend. Treu, rein germanischen Ursprunges, heißt dem inneren Zutrauen des Anderen entsprechend. Es ist kennzeichnend, daß sich dieser alte deutsche Treuebegriff im Englischen in seiner alten Bedeutung als „wahr", ‚true' erhalten hat. Auch uns gelten von Kindheit an „treu und wahr" für zwei von einander untrennbare, urdeutsche Eigenschaften. In England ist die Verbindung von loyal und true keineswegs geläufig. Wer treu ist, der ist wahrhaft, d. h. in seinem Herzen treu. Daher die Wortverbindung „treuherzig". Eine andere Treue, als die aus dem Herzen stammende, gibt es nicht. Wer loyal handelt, richtet sich nach einem Gesetze. Wie er dabei in seinem innersten Wesen denkt, ist von geringerem Belange.

Es war kein bloßer Zufall, wenn sich Kant mit Anspielung auf einen Sittlichkeitsbegriff englischer Philosophen zum Ausleger der deutschen Volksseele machte und streng unterschied zwischen einer äußeren „Legalität" der Handlungen und einer im sittlichen Wesen des Menschen selbst wurzelnden „Moralität". Nur diese „Moralität" ist durch und durch wahr. Jene englische „Legalität" aber ist, rein sprachlich betrachtet, dasselbe wie loyalty: Gesetzlichkeit. Und auch ihrem Inhalte nach sind beide Begriffe eng mit einander verwandt.

Die loyality des englischen Gentlemantums unterscheidet sich von der Treue deutscher Ritterlichkeit dadurch, daß es äußerlicher geworden ist, daß die Wahrheit nicht mehr in seinem Vordergrunde steht, daß es an seelischem Gehalte verloren hat. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß das Wesen der Engländer infolge der Vermengung deutscher mit anderen Stämmen kein rein germanisches ist. Äußerlichkeit und Mangel an innerer Wahrhaftigkeit, Oberflächlichkeit im englischen Gentlemantum muten uns undeutsch an.

Um einer mißverständlichen Auffassung dieser Gegenüberstellung vorzubeugen, möchte ich noch daran erinnern, daß sich ähnliche Erscheinungen wie die deutsche Ritterlichkeit und das englische Gentlemantum in der Vorzeit fast aller Völker finden. So bei dem romanischen „Kavalier", bei dem vornehmen Morgenländer, bei dem indischen Adel oder im „Buschido" der japanischen Ritterschaft. Das Kennzeichnende aber ist, daß dieser Sittenbegriff der vornehmen Welt bei den einzelnen Völkern eine durchaus verschiedene Färbung anzunehmen pflegt: je nach der seelischen Eigenart des Volkslebens.

In dem deutschen Begriffe der Ritterlichkeit ist er verinnerlicht und vertieft worden. Das englische Gentlemantum erscheint uns als eine keltische Umprägung deutscher Ritterlichkeit, veräußerlicht und im Werte gemindert.

Dieses germanische Erzeugnis in keltischer Umprägung hat nun aber noch einen weiteren Wandel dadurch erfahren, daß es aus den vornehmen Kreisen des englischen Adels in die breiten, bunt gemischten Schichten der englischen Handelswelt und Bürgerschaft hinüber gewandert ist.

Es ist ein in der Menschennatur begründetes Gesetz des Volkslebens, daß der gesellschaftlich niedriger Stehende den gesellschaftlich höher Stehenden nachahmt; nicht aber umgekehrt. Eben dies ist mit dem englischen Gentlemantum geschehen. Dabei pflegt der Niedere, der den Höheren nachahmt, zu gewinnen. Aber in demselben Maße verliert die Eigenschaft, die nachgeahmt wird, gewöhnlich an ihrem ursprünglichen Wesen. Denn indem der Niedere den Höheren nachahmt, erfaßt er zwar dessen äußeres Gehaben; aber die vornehme Denkweise, aus der jenes Gebahren entspringt, kann er sich nicht ohne Weiteres zu eigen machen. Denn von Natur, seinem Grundwesen nach, bleibt der Mensch, was er ist. Er kann sich zwar Manches durch beständige Erziehung zu einer sogenannten „zweiten Natur" machen. Aber diese bleibt immer zweite, künstlich zugelegte, scheinbare Natur; und zu gelegener Zeit bricht die „erste" ursprüngliche, ererbte und angeborene, wirkliche Natur wieder hindurch. Dies auf die Nachahmung des Gentlemantums

in den breiten Schichten des englischen Bürger- und Handelstandes angewendet läßt von vornherein erwarten, daß wir es hier nicht mit einem Gebilde zu tun haben, das aus einem angeborenen Edelmannswesen des Volkes selbst entspringt, sondern vielmehr mit etwas Gelerntem, einer „zweiten Natur“, hinter der ein anderes, das eigentliche Wesen, die „erste Natur“, hindurch blickt.

Für einen Menschen, der so den gesellschaftlich höher Stehenden nachahmt, hat der Engländer bezeichnender Weise ein eigenes Wort. Ein solcher Mensch ist ein „snob“. Und Thackeray, der den snobs ein eigenes Buch widmete, konnte aus seiner guten Kenntnis der britischen Gesellschaft schreiben, daß es vielleicht für keinen Briten möglich sei, nicht in einem gewissen Grade ein snob zu sein; daß daher in England die größte Verbreitung von snobs zu finden sei. Man muß diese Schwäche der englischen Gesellschaft berücksichtigen, wenn man das Gebaren der englischen gentlemen verstehen will. Es handelt sich da nicht um ein naturgewachsenes, sondern um ein angelerntes Wesen, das aus dem Wunsche entsprungen ist, einer bestimmten Gesellschaftsschicht anzugehören.

Dies ist eine der Ursachen, weshalb wir Deutschen im Verkehre mit Engländern und bei englischer Liebenswürdigkeit selten das mehr oder minder unbestimmte Gefühl eines gewissen Mangels an Natürlichkeit los werden. Und es ist zugleich die Ursache, weshalb man bei eingehender Kenntnis englischen Lebens beobachten wird, daß, sobald einmal aus irgend einem Grunde die Zügel der Gentlemanerziehung fallen, ein ganz anderer Mensch zum Vorschein kommt. Der gentleman war

eben keine „erste", ursprüngliche, wirkliche Natur; sondern eine „zweite", nachträglich gelernte.

Gehen wir nun dazu über, die Eigentümlichkeiten dieses heutigen englischen Gentlemantums im Einzelnen zu betrachten, so möchte ich mit einem Hinweise darauf anfangen, daß der gentleman ein gesellschaftliches Gebilde, im engsten Sinne des Wortes, ist. D. h. die dem gentleman vorgeschriebenen Tugenden beziehen sich nicht auf seine innere, seelische, geistige Entwicklung. Sie haben es z. B. nicht mit dem inneren Verhältnisse des Menschen zu Religion oder Wissenschaft oder Kunst zu tun. Sie haben es aber auch nicht mit seinem Verhältnisse zu der Gesellschaft im weiten und großen Sinne zu tun d. h. mit seinen Beziehungen zu dem Staate oder seiner Teilnahme an dem wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Leben der Zeitgenossen. Vielmehr ist das Gentlemantum zugeschnitten auf die gesellschaftlichen kleinen, ja kleinlichen Einzelbeziehungen von Mensch zu Mensch in geschlossenem Kreise. Schon aus diesem Umstande wird der verhältnismäßig enge Umkreis seiner sittlichen Geltung deutlich. Das Gentlemantum bezieht sich, um einen Ausdruck Rudolf Euckens zu gebrauchen, auf das „Kleinmenschliche", nicht auf das Große im Menschentume.

Dem entspricht die wichtige Rolle und die eigentümliche Begrenztheit der von dem gentleman gesuchten Ehre. Ist die Begriffsbestimmung der Ehre als eines rein gesellschaftlichen Gebildes, bei dem es sich nur um unser Ansehn vor Anderen handelt, statt um unse- Ansehn vor dem eigenen Gewissen, an und für sich unr

richtig und oberflächlich, so trifft sie auf die Gentlemanehre insofern zu, als der Begriff ‚gentleman' selbst ein rein gesellschaftliches Gebilde ist. Lebensnerv und Mittelpunkt des Gentlemantums ist die Selbstachtung des Einzelnen nach seiner Mitgliedschaft zur Gesellschaft und der Wunsch, allenthalben in dieser Mitgliedschaft geachtet zu werden. Denn die der gentry entgegen gebrachte gesellschaftliche Achtung war zweifellos der Hauptbeweggrund, um dessen willen sich die Bürgerschaft Lebensart und Umgangsformen der gentry zu eigen zu machen suchte. Sie wollte sich auf diese Weise in die gleiche Achtung setzen.

Es ist kennzeichnend, daß mit dieser Verbürgerlichung des Gentlemantums auch sein Ehrbegriff ein eigentümlich bürgerlicher geworden ist, nämlich der, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft etwas gelte: respectability, Ehrbarkeit, und zwar bürgerliche Ehrbarkeit, die bei allen Bürgern ganz die gleiche ist: ohne alles Unterscheidende, Auszeichnende. Der ritterbürtige gentleman hat seine ursprünglichen Vorrechte aufgegeben. Heute waltet über der ganzen guten englischen Gesellschaft als ein unausgesprochenes strenges Gesetz das Streben nach Wahrung der eigenen Geltung in der Gesellschaft, der respectability, und die peinliche Beachtung der gleichen äußeren respectability des Anderen. Wehe dem, der dies Gesetz übertritt.

Solche Selbstachtung und Achtung des Anderen, die im Grunde ja auch eine Art der ‚loyalty' ist, gilt aber mit voller Strenge nur zwischen britischen gentlemen in ihrem Verkehr unter einander. Wie weit diese Achtung im Verkehre mit Angehörigen anderer Völker

durchgeführt werden soll, das steht bis zu weitem Ausmaße im Belieben des Einzelnen. Denn es kommt dem gentleman hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, auf seinen Ruf innerhalb der englischen Gesellschaft an. Was die Menschen außerhalb dieser Gesellschaft über ihn denken, ist ihm im Vergleich dazu sehr viel weniger wichtig.

Eine andere Schranke der von dem gentleman geübten Achtung des Nächsten liegt darin, daß diese nicht eine tiefe Erfassung von dem hohen menschlichen Werte des Anderen voraussetzt, sondern nur dessen unantastbare Stellung innerhalb der Gesellschaft bedeutet. Nicht in seiner menschlichen Eigentümlichkeit wird der Einzelne geachtet. Er soll im Grunde sogar möglichst wenig Eigentümlichkeiten haben, „frei von Besonderheiten“, „herkömmlich“ sein. Auf diese seine herkömmlichen Eigenschaften gründet sich seine respectability. Er hat als gentleman das Recht und die Pflicht, ein Mitglied der Gesellschaft zu sein und die Meinung der Gesellschaft zu vertreten. Daraus erwächst ihm der Anspruch auf die gesellschaftliche Schätzung, nach der er — immer als Brite und bisweilen als snob — strebt.

Mit der Gentlemanregel der wechselseitigen gesellschaftlichen Achtung hängt Manches zusammen, was dem Fremden von vorn herein in englischen Kreisen auffällt. Vor Allem die so beliebte ‚sweetness‘, Süßigkeit. ‚A sweet gentleman‘ ist eine dem Engländer ganz geläufige Wortverbindung. Gesellschaftliche ‚sweetness‘ heißt: daß man sich auf sanfte Weise angenehme Dinge sagt und geflissentlich Alles unterdrückt, was wirklich

oder vermeintlich nicht angenehm sein könnte: aus Furcht vor dem Scheine, daß man den Anderen verletze. Diese sweetness gebietet es sogar, rein sachliche Verschiedenheit der Ansichten wissenschaftlichen, künstlerischen, oder anderen harmlosen Inhaltes von vorn herein zu unterdrücken, und wenn man sieht, daß er irgendwo aufkommt, den Gesprächsstoff zu wechseln. Es ist mir mehrfach begegnet, daß englische Freunde, deren ausgesprochene Überzeugung mir bekannt war, völlig still blieben, wenn ein anderes Mitglied der Gesellschaft das Gegenteil vortrug. Auf die Frage, warum sie still geblieben seien, lautete fast regelmäßig die Antwort, man habe keine Widerrede aufkommen lassen wollen: was sie aber durchaus nicht hinderte, sich nachträglich höchst abfällig über die von dem Anderen vorgetragenen Ansichten auszusprechen.

Doch gilt es überhaupt als unschicklich für den gentleman, Meinungen zu äußern, von denen er nicht genau weiß, ob sie auch mit den jedem gentleman vorgeschriebenen Ansichten übereinstimmen. Immer aber ist es verpönt, ‚to argue', Meinung gegen Meinung zu stellen. Es ist, als täte man dadurch, daß man verneint, was der Andere bejaht, gesellschaftlich diesem gewissermaßen Abbruch. Und anderseits wünscht man selbst nicht als jemand zu erscheinen, dem durch die nun einmal geäußerte Meinung ein Abbruch geschehen sei. Der englische gentleman als gesellschaftliches Gebilde ist von einer nach unseren Begriffen schier übertriebenen Empfindlichkeit und ist dazu erzogen, die gleiche Empfindlichkeit bei Anderen voraus zu setzen. Hinzu kommt, daß es in dem englischen Begriffe der Geselligkeit liegt, daß

diese, wenn nicht wirklich, so doch scheinbar, etwas sein müsse, in dem alle Mitglieder einer und derselben Meinung seien. Eine solche scheinbar völlig spannungslose Einhelligkeit ist das Ziel der von dem gentleman geforderten sweetness.

So reizvoll vielleicht der erste Eindruck einer solchen Geselligkeit sein mag: auf die Dauer fällt sie uns Deutschen auf die Nerven. Denn es ist leicht ersichtlich, wie eintönig ein geselliges Leben verlaufen muß, wenn Jeder nur als gentleman und keiner nach seiner besonderen Eigenart gewertet, wenn alle Verschiedenheit der Ansichten verbannt wird. Für die dadurch notwendig hervorgerufene innere Leere der Geselligkeit ist es kennzeichnend, daß immer wieder zu irgend einem Spiel gegriffen werden muß, und daß, wo das Spiel aufhört, ein erstaunliches Maß von inhaltlosem Schweigen eintritt: welches von dem gehaltvollen Schweigen wohl zu unterscheiden ist. Denn das, für den englischen gentleman bezeichnende, inhaltlose Schweigen ist der Ausdruck eines Kopfes, der auf eigenes Denken verzichtet, und von dem man daher auch nichts erwartet. Dagegen gibt es ein gehaltvolles nachdenkliches Schweigen, das sich im Augenblicke wohl nicht kund tut, aber zu gelegener Zeit Frucht bringt.

Gentlemantum ist ein Gebilde englischen Gesellschaftslebens. Jeder englische gentleman ist sich deutlich bewußt, daß er in seiner Eigenschaft als gentleman von der englischen Gesellschaft getragen wird. Daher fühlt er sich von dieser Gesellschaft in einem weit höheren Grade abhängig, als dies bei uns der Fall ist. Der

Deutsche empfindet seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten gesellschaftlichen Kreise als etwas bisweilen Erfreuliches, aber für ihn durchaus Zufälliges. Sein Wesen wird dadurch in keiner Weise bestimmt. Dagegen wird der gentleman als solcher von der englischen Gesellschaft nicht nur in seinem Wesen schlechthin bestimmt, sondern geht überhaupt in der Zugehörigkeit zu dieser Gesellschaft auf und verliert in ihr jede Selbstbestimmtheit und Eigenart.

Daher die Riesenmacht der öffentlichen Meinung in der englischen Gesellschaft. Wer von dieser nicht unbarmherzig verstoßen werden will, muß sich ihrer „öffentlichen" Meinung nach Außen hin fügen. Freilich nur nach Außen hin. Denn das Gentlemantum ist keine innere sittliche, sondern eine äußere gesellschaftliche Gemeinschaft. Es ist in dieser Hinsicht kennzeichnend, daß Verfehlungen selbst bedenklicher Art verhältnismäßig milde an dem gentleman beurteilt werden, wenn es ihm gelingt, sie der Öffentlichkeit zu entziehen. Kommen sie dagegen zu öffentlicher Kenntnis, so wird das räudige Mitglied unbarmherzig ausgestoßen.

Der Geist der herrschenden öffentlichen Meinung und damit auch der Geist des Gentlemantums ist common-sense. Wer das Wesen des Gentleman verstehen will, muß sich daher über die Bedeutung dieses Wortes klar werden. Hier ist schon der ursprüngliche Sinn des Wortes common-sense lehrreich. Denn common-sense heißt ursprünglich nichts Anderes als „öffentliche Meinung." Es ist der sensus communis, der „Gemeinsinn" der Leute. Und man muß wissen, daß dieser „Gemeinsinn" in England nicht heute so und morgen anders denkt, sondern

viel stetiger ist als auf dem Festlande und sich an Überlieferungen klammert. Gerade in dieser geringen Beweglichkeit liegt die Ursache seiner Macht dem Einzelnen gegenüber.

Zum zweiten aber bedeutet common-sense den Gesichtskreis des werktätigen Alltags: eine Geistesrichtung, der alles Große und Hohe nicht um seiner selbst willen gilt, sondern nur als ein Mittel zum Leben, und zwar zum täglichen Leben. Gentlemanlike, richtig und gut ist für diesen common-sense, was sich im täglichen Leben englischer Art bewährt. Dagegen ist falsch und schlecht, was sich in diesem Leben nicht bewährt. Aus dieser Betrachtungsweise ist seiner Zeit im Gegensatz zu den scharfsinnigen, aber für schädlich erfundenen, Ausführungen David Humes die schottische Philosophie des ‚common-sense' entstanden, die trotz ihrer von vorn herein erkannten Beschränktheit in allen englisch sprechenden Ländern über ein Jahrhundert geherrscht hat. In der Philosophie keines Volkes wird „der einfache Mann", ‚the plain man', so, wie in der englischen, zu Tode gehetzt. Er ist der höchste Gewährsmann. Wenn der Philosoph beweist oder behauptet, daß der ‚plain man' mit seinem Blick für das Alltagsleben, seinem ‚unsophisticated common-sense' genau so denke, wie er, so glaubt er bei seinem Leser gewonnen Spiel zu haben. Darf aber schon der Philosoph nichts Anderes denken als common-sense und plain man, wie viel weniger der Gentleman.

Die Sinnesart des ‚plain man' und seines ‚common-sense' bedeutet Widerstand gegen Alles, was sich über den ‚common-sense', das heißt auf deutsch: über das

Mittelmäßige, erhebt. „Feinsinn und Hochsinn sind nur halb so gut, wie common sense" sagte schon Addison. Und wenn man das heute bestätigt sehen will, so braucht man nur den Angloamerikaner O. S. Marden zu hören, dessen Worte jeder gentleman unterschreiben würde: „Gelehrsamkeit und großer Geist sind trefflich und wünschenswert; aber für den Lebenskampf ist der praktische, anspruchslose Mann mit seinem einfachen common-sense viel besser ausgerüstet, als der geistvolle oder gelehrte Mensch ohne das. Mag der Gelehrte träumen, grübeln, allerlei Zauberbilder von einer für uns erreichbaren Herrlichkeit aufrichten, so wäre die Größe seiner Begabung doch für den wirklichen Fortschritt wenig wert ohne common-sense, der Vermutungen und Zauberbilder auf brauchbare Lösungen des Alltagslebens herab schraubt."

Man muß sich diese herab geschraubte Geisteslage vergegenwärtigen, wenn man die innere Verständnislosigkeit, ja Abneigung des Gentlemantums gegen Alles, was über den Alltag hinaus geht, verstehen will. Was die Völker des Festlandes in tiefster Seele bewegt: die Unbefriedigung an dem Kleinmenschlichen, der faustische Drang nach höherem Dasein, erscheint dem gentleman als Überspanntheit. Daher denn diejenigen Briten, die, tiefer veranlagt, sich deutschem Wesen nahe gefühlt haben, ein Byron, ein Carlyle, von uns viel mehr als von ihren Landsleuten gelesen und verstanden werden.

Der Wahlspruch des Gentlemantums in geistigen wie in anderen Dingen ist das Wort von der angeblich „goldenen" Mittelstraße. Der Geist des Mittelmaßes ist

es denn auch, der in den colleges aller Art, den eigentlichen Erziehungsstätten des Gentlemantums, herrscht. Immer wieder wird uns in England entgegen gehalten: die deutsche Universität sei vorzüglich für den Begabten; aber das englische college habe den unvergleichlichen Vorzug, eine Erziehungsstätte für Durchschnittsmenschen zu sein. Ich erinnere mich einer in dieser Hinsicht sehr kennzeichnenden Lobpreisung des Gentlemantums, wie es in den englischen colleges gepflegt wird, von W. E. H. Lecky. Er schreibt: „Für den Durchschnittsmenschen gibt es kaum noch ein nachahmenswerteres Beispiel als einen englischen ‚gentleman‘ mit all seinen herkömmlichen Neigungen, seinen Ehr- und Religionsbegriffen, seinen Lebenszielen, Sympathien, Ansichten und Trieben. Er ist weder ein Heiliger noch ein Philosoph, wohl aber ein ehrenwerter und nützlicher Mensch von gesundem Verstande, gemäßigten Ansichten und mit der Neigung, sich an dem öffentlichen Leben zu beteiligen. Eine Menge im Freien betriebener Körperübungen und Zerstreuungen lassen keine Grillen in ihm aufkommen und bewahren ihn vor Versumpfung und Sinnlichkeit, die sich so vielfach bei dem Adel des Auslands eingeschlichen haben. Die Bezirksverwaltung, deren Verfolg zugleich sein Urteil klärt, bietet seinem Tatendrang ein reiches Feld, und in Meinungsverschiedenheiten wird sein hoher Ehrbegriff ihn meistens das treffen lassen.“ Mit anderen Worten: die Lebensführung des Gentlemantums, ein Paradies des Durchschnittsmenschen, wohlanständig und gesund; aber auch in spießbürgerlicher Beschränkung ohne jeden hohen Schwung und ohne den allem tiefen Menschentume eigenen Drang zum Außerordentlichen.

Auf dieses Paradies des Durchschnittsmenschentums ist der ganze Aufbau des altenglischen college eingestellt. Es sieht seine Aufgabe nicht sowohl in wissenschaftlicher Heranbildung des jungen Geistes als vielmehr in einer gesamten Charaktererziehung zu common sense und Gentlemantum. Seinen Sohn auf das college zu schicken bedeutet keineswegs, hohe geistige Anlagen des Menschentums in ihn zu entwickeln. Es bedeutet, ihn zu einem gentleman machen zu lassen. In der englischen Erzählungskunst findet man als eine bekannte Gestalt den Onkel oder Vater, der über das allzu eifrige Lernen des jungen Herren und seine Vernachlässigung von Rudern, Golf und Fußball wenig erbaut ist. Lesenswert in dieser Hinsicht ist Thackeray's ‚Pen Denis', wo das altenglische Ritterschulentum des college noch deutlich hervor tritt. Aber auch außerhalb der Erzählungskunst, in der Wirklichkeit des college-Lebens selbst, steht richtiges Arbeiten im Verruf. Zu arbeiten ist nicht gentlemanlike. Daher sagt der Cambridge- oder Oxfordschüler niemals von sich: er „arbeite", oder „studiere". Man „arbeitet" nicht; man „liest". In der echten College-Erziehung ist die Wissenschaft ein Schmuck des Lebens, eine bildsame Unterhaltung: zusammen mit Fußball, Golf und äußeren Umgangsformen, ein Erziehungsmittel zum Gentlemantum.

Oxford oder Cambridge ist für den jungen Engländer dasselbe, was die berühmten Töchterheime in Weimar oder Dresden für unsere Backfische sind. Wie in die Weimarer Anstalt der Backfisch hinein gesteckt wird, und die vollendete junge Dame herauskommen soll: so steckt man in England den jungen Burschen in das college

und erwartet den vollendeten gentleman. „Oxford lehrt den jungen englischen gentleman, wie sich ein englischer gentleman beträgt." Das geht fabrikmäßig vor sich. Der junge Bursche wird als Rohstoff eingeliefert und als fertig verarbeiteter gentleman auf den Markt gebracht. Wie Fabrikware sind alle gentlemen desselben college einander gleich. Sie werden planvoll auf ganz bestimmte Lebensformen gedrillt: und zwar nicht nur in ihrer äußeren Tageseinrichtung, sondern in Allem. Sie werden darauf abgerichtet, was sie zu tun und zu lassen haben, was und wie sie denken, ja wie sie fühlen sollen. Alle nach demselben ‚standard'. Und diesen „standard" trägt der gentleman an sich bis in sein hohes Alter: stolz darauf, nicht etwa er selbst, sondern ein Oxford- oder Cambridgemann zu sein, und dies in der Art seines Auftretens zu zeigen.

Der verstorbene, sehr englandsfreundliche Psychologe und Philosoph der Harvard-Universität William James bestimmt den Begriff des gentleman gelegentlich als einen Inbegriff von ‚standard reactions', als mustergültig fest gelegter Verhaltungsweisen, in allen Lebenslagen. Die Einübung dieser Verhaltungsweisen und ihre Anerziehung zur zweiten Natur macht das Wesen des Gentlemantums aus. Eben in dieser von vornherein festgelegten, ein für alle Male vorgeschriebenen Art der Rückwirkungen liegt das Typische des Gentlemantums. Jeder Schüler des college wird über denselben Kamm geschoren. Es ist kennzeichnend für dieses Fabrikhafte, daß man von einem gentleman sehr selten hören wird: „das tue ich nicht, etwa weil ich nicht will, oder weil das meinem Wesen nicht gemäß ist"; sondern fast immer:

das tut „ein gentleman" nicht. Dieser ‚gentleman' ist nicht der eigentliche Mensch selbst, sondern ein fertig feststehendes Musterbild, von dem eine Ausfertigung nach der anderen hergestellt wird, und von dem jeder sich bemüht, eine Ausfertigung zu sein oder zu werden.

Aus dieser fabrikhaften Auffassung des Gentlemantums entspringt jene außerordentliche Gleichförmigkeit, die Jedem auffallen muß, der in angelsächsische Gesellschaftskreise gerät. Wo man diesen auch begegnen mag, es ist immer dasselbe Benehmen, das uns entgegen tritt: ohne die geringste Neigung und Fähigkeit, aus dem beschränkten Kreise des anerzogenen Gentlemantums in ein unbefangenes freies Menschentum heraus zu treten. Überall die selbe äußere Lebenseinrichtung, die selbe Art sich zu kleiden, die selben Bewegungen, die bei Allem wiederkehrende selbe Ausdrucksweise, die selbe Gesinnung, die selbe Lebensauffassung.

Ich beginne mit Äußerlichkeiten und denke an die bunte Mannigfaltigkeit alter und neuer deutscher Städte, an die künstlerische Einheit französischer Straßen und die malerischen Stadtbilder des europäischen Südens. Im Vergleich dazu, was für eine fabrikhafte Eintönigkeit der Mietshäuser in den englischen Großstädten. Man mag gehen durch welche Straße man will, überall ist ein Wohnhaus wie das andere: ausdruckslos, ohne Eigentümlichkeit, aber auch ohne Rücksicht auf das Gesamtbild der Straßenflucht gebaut. Erstaunlich gering ist drinnen wie draußen das Bestreben des Einzelnen, seiner Umgebung ein ihm angemessenes eigenes Wesen aufzuprägen. Ich erinnere mich, wie ich in einer größeren

englischen Stadt mit einem Freunde durch die Straße ging und, nachdem mir aus drei Fenstern hinter einander von derselben Wand die mir aus meiner eigenen Wohnung wohl bekannte selbe Anrichte mit demselben Spiegel entgegen geleuchtet hatte, ich nun die Wette wagte, daß die Zahl voll werden und die sieben nächsten Häuser dasselbe Bild zeigen würden. Ich habe die Wette gewonnen.

Ähnliches findet sich in der ganzen englischen Lebenshaltung. Überall ein Hang zum fabrikmäßig Gleichmäßigen. Ich erinnere Beispiels halber nur daran, daß es im englischen Handel ungebundene Bücher kaum gibt. Man kauft den dem Inhalte des Buches noch so unangemessenen Fabrikeinband; während auf dem europäischen Festlande der Bücherfreund seine Ehre darein setzt, jedem Buche nach eigenem Geschmack und dem eigenen Urteile über seinen Wert einen eigenen Einband zu wählen.

Zum gentleman zurückzukehren, zeigt sich die Gleichartigkeit schon äußerlich in seiner Kleidung. Für den gentleman, da schon sein Begriff ein nach außen gerichtetes rein gesellschaftliches Gepräge trägt, ist die Wahl des Anzugs von Bedeutung. Sie richtet sich nicht nach seinem eigenen Geschmack, sondern nach den für Alle geltenden Grundsätzen des Gentlemantums. Man kann daher so geschniegelt und schön gekleidet sein, wie man will, und doch das Gegenteil von dem erreichen, was der gentleman für seinen Anzug erstrebt. Denn die Kleidung des gentleman bestimmt weder Schönheitssinn noch Schmuckbedürfnis, sondern einfach die Vorschrift des Gentlemantums. Natürlich ist diese, wie überall,

einem Tagesgeschmack unterworfen. Aber im Tagesgeschmack der englischen Herrenkleidung kommt stets der im Gentlemantum herrschende common-sense zur Geltung. Dieser macht sich meist in einer wohl tuenden Schlichtheit geltend. Anderseits aber ertötet er auch die Eigenart der Erscheinung. Jedermann wird in genau dasselbe Gewand gesteckt: Alles wird vermieden, was den Einen von dem Andern unterscheiden könnte. Man ist gentleman, Fabrikmarke außen und innen. Wer längere Zeit in der englischen Gesellschaft gelebt hat, weiß, welche Bedeutung dort der Regelgerechtheit und Gleichförmigkeit in diesen Dingen beigemessen wird, und wie diese Gleichförmigkeit der äußeren Tracht an ihrem Teile zu der Gleichförmigkeit des geselligen Lebens beiträgt. Anderseits sind es die festländischen Abweichungen der Tracht und ihres Gebrauches, die dem Engländer gegen die ihm vorgeschriebene Gentlemanregel zu verstoßen, daher „falsch" zu sein scheinen und zu seiner Geringschätzung des Festländers beitragen.

Was von der Kleidung des gentleman gesagt ist, gilt auch von seinen Gebaren und seiner ganzen Art, sich körperlich zu geben. Besteht doch zwischen Kleidung und Körperbewegung ein eigentümliches Wechselverhältnis. Einerseits bequemen sich die Kleider an uns an; anderseits wachsen wir in unsere Kleider hinein. Daher wirkt der Verkleidete, auch auf der Bühne, nie echt. Sein Anzug mag noch so richtig gewählt sein: es fehlen ihm die Bewegungen, die zu dieser Art der Kleidung gehören. Auch unsere eigenen Bewegungen in der Alltagskleidung sind durch diese beeinflußt und daher nicht

völlig natürlich. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur in ein Seebad zu gehen und an den der Kleider entledigten Badegästen die erstaunten, eckigen, hier zaghaften, dort übertreibenden Körperbewegungen zu beobachten. Es ist, als wären die entkleideten Menschen plötzlich zu einem Reichtum an Bewegungen gelangt, der ihnen noch nicht ganz geheuer erscheint, und den sie daher noch nicht recht auszugeben wissen.

Bei dem gentleman entsprechen dem in seiner Gleichförmigkeit unauffälligen Anzuge gleichförmige unauffällige Bewegungen. Dasselbe Zugehörigkeitsbewußtsein, das ihn verhindert, in seiner Kleidung irgendwie von den Anderen abzustehen, verhindert ihn auch, sich irgendwie anders als die Anderen zu verhalten. Auch hier kommt das common-sense-Gesetz nach seinen beiden Richtungen zur Geltung. Einmal darin, daß die Art sich zu geben, allen gentlemen gemeinsam, überall gleichförmig dieselbe ist. Zum Anderen darin, daß diese gesellschaftliche Art sich stets im Mittelmaße bewegt. Beides macht sich Beispiels halber darin bemerkbar, daß sich der gentleman überall bemüht, möglichst leise zu sprechen: teils aus Rücksicht für andere Anwesende und, um sich selbst nicht ungebührlich zur Geltung zu bringen; teils, um durch die Mäßigung seiner Stimme schon äußerlich die jeden Übertriebenen abholde Mäßigung seines Wesens anzudeuten. Denn ein gentleman ist nicht laut sondern leise; nicht ausgelassen sondern gelassen; nicht übermütig sondern gleichmütig. Wie in seiner Kleidung, so ist er in seinen Bewegungen ängstlich darum bemüht, um keinen Preis aus der Gesamtgemeinschaft heraus zu fallen. Daher haben denn auch die im Gentlemantum üblichen

Bewegungen etwas Schablonenhaftes, nicht aus dem Augenblick heraus Geborenes, sondern gewisser Maßen für jeden Fall fertig Zugeschnittenes an sich. Man weiß im Voraus, wann der gentleman lächeln wird — denn richtig zu lachen, widerspricht dem ausgeglichenen Maße und der ‚selfcontrol' des Gentlemantums. Man weiß im Voraus, wie er uns die Hand geben wird — mit mildem Druck läßt er sie für fünf Sekunden in der unseren. Man weiß das Zeitmaß aller seiner Bewegungen: ein Mittelmaß eher langsam als schnell. Hastige Bewegungen verraten unausgeglichenes Wesen und sind daher nicht gentlemanlike. Man weiß den dauernd wieder kehrenden Gesichtsausdruck der sweetness und Milde, der im ersten Augenblicke gewinnt, ein innigeres Seelenverhältnis aber nicht aufblühen läßt, da er sich nicht steigert, sondern immer und Allen gegenüber derselbe bleibt.

Das sind die ‚standard reactions' des Gentlemantums, von denen William James sprach. Ich habe mir einmal aus einem Anpreiseheftchen diese ‚standard reactions' in vierzehn Nummern ausgeschnitten und teile hier einige mit. So lautet Nummer 9: Stimme: liebenswürdig, deutlich, wohltönend, gebildet, entschieden. — Nummer 10: Bewegungen: ruhig, herkömmlich, frei von Besonderheiten. — Nummer 11: Lächeln: anziehend, freundlich, heiter, natürlich, echt. — Nummer 12: Handschlag: warm, herzlich, nicht zu fest, nicht zu lose, nicht unsicher. — Nummer 13: Haltung: aufgerichtet, fein, niemals nachlässig, würdevoll. —Nummer 14: Anzug: herkömmlich, nicht auffallend, sauber. usw." Man könnte sich kaum eine handgreiflichere Veranschau-

lichung der ‚standard reactions‘ des gentleman wünschen. Der Mann, der diese vierzehn „menschlichen Eigenschaften von Geldeswert“, zusammen stellte, kein Philosoph, wie er ausdrücklich abwehrt, sondern ein „harter Geschäftsmann“, hatte das Gentlemantum just in dem Sinne von James und dem englischen college vor sich. Für alle Lebenslagen und für jeden Einzelnen ohne Unterschied gleichmäßig bestimmte, von vornherein festgelegte Verhaltungsweisen. Handschlag: siehe 12; Körperhaltung: siehe 13. Sprechweise: siehe 9. Anzug: 14 usw. Wer diese standard reactions des Gentlemantums zum ersten Male kennen lernt, fühlt sich zunächst angenehm berührt. Wer sie dann aber in hundertfältiger Ausfertigung immer wieder als dieselben erfährt, kann sich schließlich dem Eindruck des Gliederpuppenhaften nicht mehr entziehen.

Die Alten pflegten zu sagen, daß der Körper ein Kleid der Seele sei. Sie wollten damit ausdrücken, daß Körper und Seele in einem Wechselverhältnis zu einander stünden: ähnlich wie wir es zwischen Kleid und Körper beobachtet haben. In der Tat beruht ja ein wichtiger Teil der Menschenkenntnis darauf, aus den bewußten und unbewußten Bewegungen des Menschen sein wahres Wesen zu erfassen. Will man dieses Verfahren dem gentleman gegenüber anwenden, so gerät man in Verlegenheit. Denn da hier die Bewegungen bei Allen so ziemlich dieselben standard reactions sind, so müßten entweder alle englische gentlemen so ziemlich dasselbe seelische Wesen haben, oder in ihren Bewegungen müßte ihr eigentliches Wesen nicht zum Vorscheine kommen.

Beides ist bis zu einem gewissen Grade der Fall. Zunächst ist es nach unseren bisherigen Feststellungen völlig klar, daß, so weit das Gentlemantum seelische Beziehungen einschließt: allgemeine respectability, Zusammengehörigkeitsbewußtsein, common-sense — daß durch diese gemeinsamen Glaubenssätze ein gemeinsames seelisches Band um alle Mitglieder des Gentlemantums geschlungen wird. Die gleichmäßige Art der Kleidung, die gleichmäßige Art der gesellschaftlichen Bewegungen sind nach dieser Richtung in der Tat Ausdruck einer anerzogenen gleichmäßigen Seelenhaltung.

Anderseits wird man sagen dürfen, daß auch von Natur der angelsächsische Menschenschlag — vielleicht infolge der Inzucht auf dem Insellande — verhältnismäßig geringere Verschiedenheiten innerer Menschenart aufweist, als das europäische Festland, zumal das Deutschtum. Schon der Umstand, daß sich die Bevölkerung in so riesenhaften Ausmaße denselben Lebensformen unterwirft, ist ein Zeichen ihrer inneren Gleichheit. Zugleich aber ist dieser Umstand ein bedenkliches Zeichen dafür, daß die seelischen Bedürfnisse des Einzelnen nicht sehr viel tiefer reichen, als das verhältnismäßig doch recht bescheidene Seelenleben der gentleman-Vorschriften.

Dieses Alles zugestanden, ist aber auch wieder das Andere richtig, daß nämlich das bewußte und unbewußte Gebaren des gentleman nicht ohne Weiteres auf seine wahre Gesinnung schließen läßt. Es läßt auf die Gesinnung des Gentlemantums schließen, das er darstellen will. Aber es ist nicht ohne Weiteres gesagt, daß sich die von ihm dargestellte Gesinnung mit seiner eigentlichen deckt.

Ich möchte mich über diese Tatsache näher erklären und komme dabei auf einen Begriff zu sprechen, der für das Gentlemantum von einschneidender Bedeutung ist: den Begriff der Selbstbeherrschung, der self-control. In der Erziehung des jungen gentleman spielt dieser Begriff eine große Rolle. Er ist ihr Mittelpunkt. Der junge Engländer wird von früher Kindheit auf dazu erzogen, alle diejenigen Äußerungen seines Wesens zu unterdrücken, die dem Gentlemantum nicht gemäß gehen. Mit anderen Worten: das Selbst, dem die ‚control‘ gilt, ist sein eigenes natürliches Wesen, insofern es zu anderem Verhalten treibt, als common-sense und Gentlemantum verlangen; und umso empfindlicher wird die ‚control‘ sein müssen, je mehr die eigene Natur den Formen des Gentlemantums widerstrebt.

Das gilt beispielsweise von allen Gemütserregungen. Das von dem Gentlemantum geforderte Mittelmaß bringt es mit sich, daß keine seelische Erschütterung zum Ausdruck gelangen darf. Kein Zorn, kein tiefer Schmerz, keine jubelnde Freude, keine hohe Begeisterung, welche alle dem gentleman nicht gemäß sind. Wo sie empor drängen, werden sie durch self-control unterdrückt. Denn die alleinige Stimmung, die das Gentlemantum, wenn es sich behaupten will, dulden kann, ist schickliche Ruhe und mittlere Freundlichkeit. Diese allein verbürgen die dauernde Vorherrschaft eines bewußten Willens zum Gentlemantum.

Die dauernde Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichtes ist eines der Hauptziele der von dem Gentlemantum vorgeschr ebenen self-control. Der gentleman erweist sich, um einen englischen Lieblingsausdruck

zu gebrauchen, stets als ‚a well balanced mind‘. So schreibt schon der alte Peacham in seinem ‚Complete Gentleman‘: „Führe dich so ebenmäßig und ruhig auf, wie auf einer Wage: als ob Alles gewägt werden sollte; mit solcher Mäßigung in Sprache und Bewegung, daß es scheint, als wäre wie bei Odysseus, stets Minerva an deiner Seite.“

So weit das Ziel der Selbstbeherrschung. Es ist, sieht man näher zu, dem Wesen des Gentlemantums überhaupt entsprechend, eine nach außen gerichtete Herrschaft; also eine Beherrschung der Äußerungen des Selbst in gesellschaftlichem Kreise; nicht unbedingt eine Beherrschung des Selbst an und für sich und abgesehen von jenem Kreise. Damit aber ist von vornherein die Möglichkeit einer Abweichung zwischen der Gentlemanart des Menschen und seinem inneren Wesen gegeben. Vorschrift ist nur, daß diese Abweichung innerhalb des gesellschaftlichen Verkehrs nicht zum Ausdrucke kommen darf. So bedeutet die self-control mehr eine Beherrschung des körperlichen als des seelischen „Selbst“ und erstreckt sich, wie auf das Handeln und die Rede des Menschen, so auch auf seinen Gesichtsausdruck. Von einem Engländer im Hinblicke auf die Gentlemanerziehung sind die folgenden Worte geschrieben worden, die ich einmal in einer englischen Zeitung fand: „Wir Menschen der Gegenwart zeigen in unseren Gesichtern nicht unsere wahren Gemütserregungen. Wir haben gelernt, unseren Gesichtsausdruck dem Willen zu unterwerfen. Oft sind wir voll Ärger; aber Höflichkeit und Lebensart zwingt uns, ruhig und selbst angenehm berührt zu erscheinen. Bisweilen müssen wir Freude oder Vergnügen verbergen, so daß man

heute die wahre Gemütserregung aus dem Ausdruck nicht immer ersehen kann. Durch dieses Zurückdrängen des natürlichen Ausdrucks sind unsere Gesichter wie Masken geworden, und so zeigen wir in unsern Gesichtern nur, was wir im Augenblick zu zeigen wünschen; es sei denn, daß uns irgend ein großer Schreck, Schmerz oder plötzliche Freude übermannt. Dieses Zurückdrängen hat unseren Gesichtern seinen Stempel aufgedrückt und ist, wie Menschenkenner sagen, die Ursache, weshalb es heute so viele Gesichter gibt, die angespannt, hart und unnatürlich aussehen."

Das englische Gentlemantum geht auf die äußere Form des Verhaltens und nimmt auf das innere Seelenleben des Menschen nur wenig Rücksicht. So kommt es, daß man mit dem englischen gentleman, so lange man in oberflächlicher Berührung bleibt, reibungslos lebt. Man ist sweet, sagt sich Annehmlichkeiten und steht sich gegenseitig bei. Sucht man aber jenen über alle äußere Form erhabenen, unmittelbaren Lebensaustausch, dessen man im Verkehre mit natürlichen Menschen, einfachen wie hoch gebildeten, inne wird, so stößt man bei dem englischen Gentleman gewöhnlich auf innere Leere. Das macht: die anerzogene fortwährende Unterdrückung des eigenen Selbst zu Gunsten der äußeren Form von früher Kindheit an führt dazu, daß der gentleman schließlich seinen eigenen Menschen verliert und ganz wohlerzogenes Gentlemantum wird.

Dieselbe Äußerlichkeit zeigt sich in dem sittlichen Leben des Gentlemantums. Da ist von schweren inneren Kämpfen nicht die Rede. An die Stelle der „Moralität"

des Gewissens, die Kant fordert, tritt die „Legalität" der äußeren Handlung. Kant hat sich dadurch zum allgemein anerkannten Herzenskünder des deutschen sittlichen Wesens gemacht, daß er sein Sittengesetz als einen Urbesitz des Menschentums in das Innere jedes einzelnen Menschen verlegte. Es galt ihm überall nichts ohne Einschränkung gut in der Welt als allein der gute Wille. Das Gegenteil finden wir in den Gepflogenheiten des Gentlemantums. Ich erinnere mich einer Ausführung der ‚Dial', der ehemaligen Zeitschrift der ‚Transcendental School' in den Neuenglandstaaten, in der der gentleman in seiner engherzigen und äußerlichen Sittlichkeit als „Pharisäer" dargestellt wird. Ausdrücklich wird dort darauf hingewiesen, wie es dem gentleman völlig genügt, wenn sein äußeres Verhalten mit dem ihm maßgeblich dünkenden Vorschriften der Gesellschaft, mit common-sense und respectability, in Übereinstimmung steht. Mit seiner davon etwa abweichenden inneren Überzeugung könne er sich abfinden, wie er will, solange er nur das öffentliche Gebaren der Gesellschaft nicht störe.

Ähnlich wie mit dem sittlichen Leben geht es mit dem kirchlichen Wesen. Auch hier ein äußerlicher Maßstab. Es wird von jedem gentleman erwartet, ja geradezu gefordert, daß er sich irgend einer kirchlichen Gemeinschaft anschließe. Wie er innerlich dazu steht, ist eine andere Frage. Ich erinnere mich eines mir befreundeten deutschen Professors an einer berühmten, dabei für freidenkerisch geltenden, Universität in den Neuenglandstaaten, der, trotzdem sein abweichender Standpunkt bekannt war, wiederholt eine Aufforderung erhielt, man erwarte von ihm, nicht etwa, daß er seine Ansichten ändere, sondern daß

er sich in der Kirche zeige. Die Zugehörigkeit zu irgend einer Glaubensgemeinschaft gehört zu den unbedingten Forderungen des englischen Gentlemantums. „Er war ein christlicher gentleman" oder „er war ein gentleman und ein Christ" kann man öfter auf englischen Grabsteinen lesen. Und so wird auch bei Bewerbungen aller Art fast stets eine Angabe darüber verlangt, zu welcher Kirchengemeinschaft sich der Bewerber hält: nicht sowohl, um daraus auf seine tiefsten Überzeugungen zu schließen; sondern viel mehr, um den Gesellschaftskreis kennen zu lernen, in dem er nach seiner kirchlichen Zugehörigkeit verkehrt. Auf diese Weise wird für viele englische gentlemen der Anschluß an diese oder jene Kirchengemeinschaft eine Geschäftsfrage.

Wiederum macht sich in dieser Gemeinschaft gesellschaftlichen Gottesdienstes der Gemeinsinn, der common sense des Gentlemantums geltend. Der Gentleman ist kein Christ im Sinne des Paulus, des Augustinus, der Mystiker, Luthers oder Pascals. Inbrünstiges Ringen und leidenschaftliche Hingabe passen nicht zu einem gentleman. Vielmehr gehört der „christliche gentleman" zu jenen vielleicht glücklicher veranlagten Naturen, deren seelisches Gleichgewicht, ‚well balanced mind', sich bei der bequemen Mittelstraße des common-sense, eines bürgerlichen Christentums zu beruhigen vermag, welches mit seiner kirchlichen Ehrbarkeit, respectability, gerne ein gerütteltes Maß behäbigen Wohllebens verbindet. Dieses kirchliche Gleichgewicht der Seele entspricht der allgemeinen Lebensauffassung des common-sense.

Die damit gegebene Äußerlichkeit des Gentlemankirchentums kennzeichnet ein Geist alttestamentlicher

Gesetzlichkeit. Im Grunde ist das englische Kirchen-
wesen ein christlich verkleidetes Judentum. Die in Eng-
land herrschende Vorliebe für das Alte Testament, die
sich übrigens auch in der Häufigkeit alttestamentlicher
Namen Adam, Jakob, Isaak, David, Josiah usw. kund
gibt, ist keineswegs zufällig. Denn dem nach außen
gerichteten englischen Wesen ist äußere Werkgerechtigkeit
und Gesetzlichkeit im Sinne des Alten Testaments ver-
ständlicher als die neutestamentliche Tiefe des Binnen-
lebens, die das deutsche Christentum im Sinne eines
inneren persönlichen Erlebens bewegt. Gehe zum
Tempel, halte den Sabbath und zahle deinen Zehnten
den Armen: darin ist im Wesentlichen die Religion des
Gentleman erfüllt. Und so übt er in seiner Kirchlichkeit
eine ähnliche „Legalität" des äußeren Gebarens wie in
seiner Sittlichkeit. Er beruhigt sich bei der gesellschaft-
lichen Befolgung gewisser Vorschriften des common-
sense in Bezug auf die Kirche.

Aus der äußerlichen Gesetzlichkeit sowohl in sitt-
lichen wie in geistlichen Dingen erklärt sich die viel beru-
fene englische Heuchelei. In deutschen Schriften kann
man immer wieder den Versuch finden, den Engländern
diesen Vorwurf, wenn möglich, zu ersparen. Es liegt
das daran, daß für den tief ehrlichen Sinn des deutschen
Mannes Heuchelei so abstoßend ist, daß er sich scheut, sie
irgend jemand zuzumuten. Der Engländer denkt über
Heuchelei nicht so schlimm. Und zwar liegt der Unter-
schied in Folgendem. Der Deutsche ist gewöhnt, alle
Äußerungen sittlichen und kirchlichen Lebens für einen
Ausdruck unmittelbaren innersten Wesens zu nehmen.

Er kann sich nicht recht vorstellen, daß man in diesen Dingen lügt. Er ist daher geneigt, die englische Heuchelei auf innere Widersprüche des Wesens zurückzuführen. Aber der englische gentleman denkt anders. Für ihn ist Sittlichkeit und Kirche weniger Ausdruck unmittelbarsten inneren Wesens, als äußere Anpassung an geltende Regeln der Gesellschaft. Daher ist es ihm auch mit der Heiligkeit dieser Dinge nicht so ernst. Weltklugheit gebietet ihm, die von dem gentleman verlangte Gesinnung in der Öffentlichkeit zur Schau zu tragen. Denkt er in Wahrheit anders oder handelt er anders, als es nach seinen Worten scheint, so sorgt er dafür, daß er damit nicht in der Öffentlichkeit Anstoß errege. Es handelt sich da in den seltensten Fällen um einen „inneren Zwiespalt", der dem ‚well balanced' gentleman wenig liegt; sondern um eine ‚nonconformity' gegenüber der Gesellschaft, die man dieser verbirgt, indem man sich ihr äußerlich unterwirft. Streng genommen ist das natürlich eine Lüge gegen die Öffentlichkeit, deren Macht man scheut. Diese Lüge wird nicht dadurch entschuldigt, aber etwas leichter erklärlich gemacht, daß man sich daran erinnert, in welchem Verhältnis der einzelne Engländer zu den Gentlemanregeln steht.

Die Geschicklichkeit einzelner Engländer, innerhalb der Gesellschaft vollendete gentlemen zu sein, hinter dem Rücken der Gesellschaft aber nicht, spielt seit Jahrhunderten auf der englischen Bühne und in der englischen Erzählungskunst eine große Rolle. Unter den Dichtern der Gegenwart brauche ich nur an den bekanntesten, Bernhard Shaw, zu erinnern, der den Kunstgriff, seinem Helden im Laufe des Stückes die Gentlemanmaske vom

Gesicht zu reißen, fast zu Tode hetzt. Ein so guter Kenner Englands, wie Oskar Wilde, nennt sein englisches Vaterland: „das Vaterland des Heuchlers." Und mit beißenden Worten schildert Carlyle die gentlemen als „geschmeidig, glatt und achtbar zu manchen Zeiten und an manchen Orten; erregen keinen Anstoß, sagen niemand ein hartes Wort, höchst säuberlich — gerade so wie Kohlensäure, die Gift und Tod birgt." Man muß sich nur einmal darüber klar werden, daß auch die verrufensten englischen Politiker, von sittlichem Standpunkte oft wahrhaft satanische Gestalten, in ihrem gesellschaftlichen Umgange sanfte und verbindliche ‚sweet gentlemen' sind.

Und damit komme ich zu einer Sonderform englischer Gentlemanheuchelei, die namentlich dort eine Rolle spielt, wo die Gesellschaft als Ganzes handelt. Läßt sich hier eine zu begehende Missetat der Öffentlichkeit nicht entziehen, so muß ein sittlicher Vorwand für sie verkündet werden. So hat sich England wohl noch kein einziges Schutzgebiet widerrechtlich angeeignet, keine einzige staatliche Niedertracht begangen, kein einziges dunkles Geschäft betrieben, ohne den zu Verletzenden als Sünder und sich selbst als Heiligen darzustellen. Der vergangene große Krieg ist unerschöpflich an Beispielen hierfür. Dieses Verhalten erklärt sich daraus, daß das britische Staatswesen als Ganzes, gleich den Mitgliedern der guten englischen Gesellschaft im Einzelnen, den gentleman spielen zu müssen glaubt. Wie der Einzelne innerhalb der englischen Gesellschaft, so trachtet der englische Staat innerhalb der Gesellschaft der Staaten vor Allem nach der Aufrechterhaltung des eigenen wohlanständigen Rufes, nach dem Verrufe des Gegners und

seinem Ausschlusse aus jener Gesellschaft. Daher das bekannte irische Wort: der Engländer bekämpft keinen Feind, ohne ihn zu beschimpfen. Treffend stellt Houston Stuart Chamberlain dieses Verfahren in seinem Buche „Hammer oder Amboß“ dar. „Der Engländer“ so schreibt er „weiß genau, daß er lügt, wenn er die Ehre des deutschen Heeres und Volkes schamlos verunglimpft; er betrachtet aber die Lüge als erlaubte Kriegslist. Es kommt darauf an, den vorzüglichen Ruf des Deutschen als eines redlichen, fleißigen, zuverlässigen, anständigen, gutherzigen Menschen auf der ganzen Erde zu untergraben, so daß es künftig genügt zu sagen, „ich bin ein Deutscher“, damit jeder den Rücken kehre.“

Unter den Angelsachsen gibt es das Sprichwort: „der Teufel ist ein gentleman“. Damit ist zum Ausdruck gebracht: nicht daß jeder gentleman ein Teufel sein muß; aber daß das Gentlemantum eine besondere Güte menschlichen Wesens in keiner Weise verbürgt. Ich möchte die Hauptursache für diese Tatsache darin finden, daß das Gentlemantum als ein rein gesellschaftliches Gebilde äußerlich aufgefaßt wird und mit dieser Äußerlichkeit alles wahre Eigenleben des Einzelnen ertötet. Man wird zum gentleman durch äußerliche Aneignung eines Gefüges herkömmlicher Lebensformen. Was jenseits dieses Gefüges von Formen, James' ‚standard reactions‘ liegt, liegt auch jenseits des Gentlemantums. Man kann daher äußerlich ein gentleman und doch innerlich ein Schuft sein, und man kann sogar ein echter, ein vollendeter gentleman im besten Sinne dieses Wortes sein und doch ein ganz oberflächlicher Hohlkopf. Diese

Tatsache, die auch der begeistertste England- und gentleman-Schwärmer nicht zu leugnen vermag, gibt zu denken.

Indem wir nun von dem englischen Gentlemantum zu dem deutschen Begriffe der Persönlichkeit übergehen, finden wir fast überall das gerade Gegenteil der englischen Lebensauffassung verwirklicht.

Der maskenhaften Gleichförmigkeit im Ausdrucke des englischen Gesichts steht eine ausgeprägte Verschiedenheit im deutschen Ausdrucke gegenüber. Und wie jene Maskengleichheit, so ist diese Verschiedenheit nicht bloß naturhaft gewachsen, sondern ebenfalls in bewußter Erziehung heraus gebildet. In dem englischen wie in dem deutschen Gesichte liegt etwas Erworbenes. Aber in dem Englischen ist das Erworbene überall dasselbe; in dem deutschen überall verschieden.

Die Ursache ist, daß in England die alles ausgleichende Gentlemanerziehung den Körper und seine Bewegungen durchbildet; in Deutschland dagegen diese körperliche Durchbildung im Dienste der Pflege jeder einzelnen Persönlichkeit als solcher steht.

Ich möchte mich über diesen Punkt etwas näher erklären. Was wir Gesichtszüge nennen, weist auf eine vielgliederige Entwickelung zurück. Gesichtszüge liegen einmal in ererbter und angeborener Muskel- und Knochenbildung mit ganz bestimmten Gesichtsbewegungen, die ihrerseits wiederum mit einem entsprechenden ererbten geistigen Wesen zusammen hängen. Aber diese

ererbte und angeborene Anlage, die natürliche „Individualität“ unserer Gesichtsbildung, enthält die verschiedensten Entwickelungsmöglichkeiten.

Aus dem „individuellen“ Gesichte kann ein „persönliches“ werden. Diese Wandlung, als eine naturgemäße Fortentwickelung der ursprünglich gegebenen Anlage, ist ein Werk der leiblich bildenden Gewalt des Geistes. Nach den Gewohnheiten der Empfindung, des Denkens, Wollens, Handelns, in denen sich das Leben des Menschen abspielt, bilden sich feste Bewegungsweisen aller willkürlichen Muskeln aus: besonders der Gesichtszüge. Jeder oft wiederholte Zug im Antlitz, Lächeln, Zucken, Zürnen, Höhnen, Ärger, scharfes Nachdenken, gespanntes Hinhören, die ganze Augensprache, die in den Muskeln des Mundes ausgedrückte Entschlußfestigkeit: Alles hinterläßt gleichsam ein Gedächtnis seiner selbst, eine Leichtigkeit, sich bei der nächsten Gelegenheit wieder zu erzeugen, eine Fährte, welche sich immer deutlicher ausprägt und schließlich gestaltend auf Muskeln und Zellgewebe einwirkt. Diese Neuprägungen aber hinterlassen ihrerseits in den darunter liegenden festeren Gebilden Spuren. So bildet sich nach und nach aus der angeborenen „individuellen“ Körper- und Geistesanlage die erworbene „persönliche“ Bewegung, Gestalt, Gesichtsbildung des Menschen heraus.

Sind also in dem Gesichtsausdruck englischer gentlemen die Züge meist dieselben, in dem Gesichtsausdruck deutscher Persönlichkeiten überall verschieden, so ist nunmehr ersichtlich: weshalb. Im Gentlemantum sind durch Erziehung zur self-control die für Jeden gleich geltenden Bewegungen der Gesichtsmuskeln, standard

reactions, dauernd geübt worden. Auch in dem deutschen Gesichtsausdruck hat eine dauernde Übung stattgefunden; ist aber bei jeder einzelnen Persönlichkeit eigene Wege gegangen.

Daraus folgt ein anderer noch wichtigerer Unterschied. Wir konnten aus englischem Munde selbst hören, daß „durch das Zurückdrängen des natürlichen Ausdrucks" die gentleman-Gesichter „wie Masken geworden" seien. Das Maskenhafte liegt darin, daß die mit der Zeit eingeübten Gesichtsbewegungen nicht aus dem ursprünglichen Wesen des Einzelnen stammen, sondern ihm ohne Rücksicht auf seine eigentümlichen Anlagen wie eine Fabrikmarke aufgeprägt sind. Das Gegenteil findet man in den Gesichtszügen echter Persönlichkeiten. Solche Gesichter sind stets in hohem Grade natürlich. Sie sind in einem ungemein vertieften Sinne dieses Wortes natürlich, obwohl — ja, gerade deshalb, weil die Züge auch hier erst erworben sind. Die ihm eigentümlichen Gesichtszüge nämlich erwirbt der persönliche Mensch nicht aus einem äußerlich aufgedrungenen commonsense, sondern durch mühevolle Herausarbeitung einer in dem einzelnen Menschen steckenden tieferen Veranlagung. Wir pflegen von einem solchen Gesichte bisweilen zu sagen, es sei durchgeistigt; das heißt: es wird von dem Geiste dieses Mannes, der seine eigentliche Natur ausmacht, völlig beherrscht. Je mehr die Persönlichkeit eines deutschen Mannes zur Ausprägung gelangt ist, um so mehr bildet sie den ganzen Körper durch, so daß wie sein Gesicht, so sein Wort, so auch die Haltung seines Körpers, sein Gang, jedwede seiner Bewegungen: Alles nur eine einzige Sprache redet.

Das Wesen eines solchen Menschen atmet stets jene eigentümliche durch und durch gehende Ehrlichkeit, die nur aus dem Bewußtsein eines eigenen, selbst erworbenen Standpunktes hervor geht. Er spielt keine Rolle, sondern hat den Mut, er selbst zu sein. Daher ist es ein Merkmal der Persönlichkeit, daß sie ihre Eigenheit überall auch nach außen hin vertritt. Nicht jedem ist es gegeben, das Selbstbewußtsein, das ihn zu selbständigem Denken stark macht, auch in einem festen und geschlossenen Auftreten der Außenwelt gegenüber geltend zu machen. Erst wo die Kraft zu diesem festen und geschlossenen Auftreten vorhanden ist, kann von Persönlichkeit in vollem Sinne des Wortes gesprochen werden.

Diese Eigenkraft geht der englischen gentlemanerziehung ab. Da vertritt der Einzelne nicht sich selber, sondern die Lebensauffassung des Gentlemantums. Der Unterschied, der hier in die Erscheinung tritt, wird vielleicht am deutlichsten, wenn man einmal versuchen wollte, die gebräuchliche englische Formel: „ein gentleman tut dies oder das nicht" in ihren deutschen Gegenwert zu übersetzen. Es wäre einfach sinnlos zu sagen: „eine Persönlichkeit tut das nicht"; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil „Persönlichkeit" kein ein für alle Mal feststehendes Musterbild ist, wie „der gentleman", sondern mit jedem einzelnen Menschen wechselt. Die deutsche Formel kann daher nicht lauten: „eine Persönlichkeit tut das nicht" sondern nur: „ich tue das nicht."

Der Unterschied zwischen dieser Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten und der Gleichförmigkeit des Gentlemantums tritt klar in der Verschiedenheit englischer

und deutscher Geselligkeit hervor. Ist in der englischen Geselligkeit Alles auf einen Ton gestimmt, wie wenn bei einem gemeinsamen Liede Alle die gleiche Stimme singen, so besteht die deutsche Geselligkeit in dem wechselseitigen Lebensaustausche verschiedenartigster Persönlichkeiten, gewissermaßen in einem vielstimmigen Chore.

Was der Geselligkeit nach unseren deutschen Begriffen erst ihren Reiz verleiht, das ist die hier zu Tage tretende ausgeprägte Eigentümlichlkeit des Einzelnen. Dieser besitzt weniger gesellige Geschmeidigkeit als der englische gentleman. Er ist dafür aber sehr viel mehr er selber, sein eigen: nicht das Eigentum irgend eines gesellschaftlichen Gesetzes. Und gerade darin besteht, auch im geselligen Verkehre, der eigentliche Wert des Menschen. Denn, was uns an einem Menschen anzieht, wenn wir mit ihm zusammen sind, das sind nicht seine wohlerzogenen Umgangsformen. Es ist auch nicht seine Selbstbeherrschung, noch seine immer freundliche, lächelnde Güte. Es gibt herzensgute Menschen, die mit all ihrer Herzensgüte unausstehlich sind. Sondern der gesellige Wert des Menschen im wahren, tieferen Sinne des Wortes: das ist die unmittelbar von ihm ausströmende scharf geprägte Eigenart seines Wesens, seine Persönlichkeit, die sich nicht auf Regeln und Begriffe bringen läßt, aber durch unmittelbare Lebensberührung um so stärker auf die Umgebung wirkt.

In einem Kreise solcher Persönlichkeiten zeigt das Gespräch im wechselseitigen Austausche nicht nur der Meinungen sondern der Menschenarten selber die vielfältigsten Formen und fördert in unerschöpflicher Fruchtbarkeit neue und neue Gesichtspunkte zu Tage.

In der Selbstdarstellung der Persönlichkeiten und ihrem wechselseitigen Lebensaustausche hat einer der feinsten Beobachter deutschen Wesens, Friedrich Schleiermacher, den Sinn unserer Geselligkeit gefunden.

In dieser Art der Geselligkeit unter deutschen Persönlichkeiten tritt auch der in Vergleichen zwischen Deutschland und dem Auslande häufig genannte Begriff der „Gemütlichkeit" zu Tage. Gemütlichkeit heißt im Unterschiede von dem bloß auf das körperliche Wohlbehagen gehenden englischen Begriff cozy: daß im Verkehre mit Anderen das Gemüt des Einzelnen zu seinem vollen Rechte kommen soll. Ganz im Gegensatze zu der von dem Gentlemantum geforderten gesellschaftlichen self-control und der ständigen Rücksichtnahme auf eine angenommene Überempfindlichkeit des Nachbarn soll in einem „gemütlichen" Kreise Jeder seinem eigenen Gemüte freien Lauf lassen und mit seiner eigenen Auffassung der Dinge unverholen herausrücken. Gegenüber der gesetzlichen Gebundenheit der Meinung im Gentlemantum bedeutet die deutsche Gemütlichkeit unbedingte „Freimütigkeit", die völlige Freiheit des Gemütes für jeden Einzelnen. In dieser Freiheit ruht die seelisch wohl tuende Stimmung der inneren Erholung, die wir mit dem Begriffe der Gemütlichkeit verbinden.

Hiermit hängt noch etwas Anderes zusammen: eine Vorbedingung deutscher Gemütlichkeit. Wer an gemütlichem Kreise teilnehmen will, muß menschlichen Wert haben, darf keine rohe oder gemeine Natur sein. Wenn wertvolle Menschen ihr Wesen unbefangen äußern, so ist der Boden für deutsche Gemütlichkeit bereitet. Wenn gemeine es tun, wird die Geselligkeit unerträglich. Daher

birgt die in der deutschen Gemütlichkeit gewährte Freiheit zugleich die Forderung in sich, daß jeder Einzelne seinem wahren Wesen nach auch so wertvoll sei oder werde, daß er in dem Kreise der Anderen ungescheut aus sich heraus treten kann.

Aber noch etwas Anderes läßt sich über Gemütlichkeit und persönliches Wesen sagen. Es ist das unausgesprochene, geheime Einverständnis der Persönlichkeiten, durch das sich die Stimmung der Gemütlichkeit verbreitet. Der Inhalt und die Art eines Gespräches, das zwei Menschen mit einander führen, ist ja fast niemals dem freien Willen jedes Einzelnen von ihnen völlig unterworfen; sondern, was der Eine sagt, hängt in weitem Ausmaße von dem ab, zu dem er spricht, und umgekehrt. Das nehmen wir zum Beispiel dann wahr, wenn wir uns vorgenommen haben, wörtlich zu jemandem irgend etwas zu sagen. Meist bringen wir es nicht über die Lippen. Setzen wir es aber gewaltsam durch, so klingt es gewöhnlich so unangebracht und unnatürlich, daß alle Wirkung verloren geht. Die Ursache dafür liegt darin, daß wir uns auf Grund der Ausdruckswahl, des Tonfalls, des Mienenspiels, kleinster Bewegungen unseres Gegenüber an seinen augenblicklichen seelischen Zustand erst heran fühlen, mit seiner eigentümlichen Persönlichkeit erst in triebhafte Lebensberührung gekommen sein müssen, bevor wir das, was wir sagen wollen, auf den geeigneten Ausdruck bringen können. Diese seelische Berührung und wechselseitige Anpassung zwischen Menschen ist der fruchtbare Untergrund ihres Lebensverkehres. Hier liegt übrigens auch der Grund, weshalb wir fast alle unsere Gespräche mit Nichtigkeiten, selbst mit der berüchtigten Feststellung

des Wetters beginnen. Es kommt nämlich bei der Einleitung eines Gespräches nicht sowohl auf dessen Inhalt an, als viel mehr darauf, zu erkennen, wie der Andere aufgelegt ist. Man wendet sich gewissermaßen erst an das Fernsprechamt und stellt den Anschluß her, bevor das eigentliche Gespräch beginnt.

Im Gentlemantum ist dieser Anschluß ein für alle Mal in jener lauen, mittleren, wohl erzogenen Stimmung, der sweetness gegeben, die der Gesellschaft vorgeschrieben ist, und über die sie nicht hinaus kommt. In der deutschen Gemütlichkeit dagegen ist der Anschluß ein natürlicher, durch den Augenblick bedingter und jeweils verschieden. Eben hierin liegt die Möglichkeit für jeden Einzelnen, sich so zu geben, wie er wirklich ist, und doch nur dasjenige seines Wesens her zu geben, was der durch das triebhafte Einverständnis der Anwesenden erzeugten Gesamtstimmung des Kreises entspricht. Anderseits aber hat er die Freiheit, die vorliegende Stimmung seinerseits unvermerkt auf andere Höhenlagen hinüber zu spielen, so daß die Gemütlichkeit innerhalb desselben Kreises nach und nach die verschiedenartigsten Formen annehmen kann. Das Alles ist die Ursache, weshalb man aus deutscher Geselligkeit, wo sie diesen Namen überhaupt verdient, immer wieder andere Gesamteindrücke mit nimmt, während man aus englischem Gentlemankreise fast stets mit demselben Gefühle heim kehrt.

Das Wesen der Persönlichkeit, so wie es sich im deutschen geselligen Leben kund gibt, ist nicht innerhalb der Geselligkeit entstanden. Im Gegensatze zu dem Gentlemantum als einem rein gesellschaftlichem Gebilde ist

für die Persönlichkeit alles Gesellschaftliche, obwohl sie auch in ihm zur Erscheinung kommt, doch an und für sich zufällig.

Das zeigt sich schon darin, daß als Persönlichkeit jeder auch innerhalb des geselligen Kreises ganz und gar „er selbst", mithin grundsätzlich von der Gesellschaft unabhängig ist. Und es gibt sich auch darin zu erkennen, daß sich innerhalb der Gesellschaft der eigentliche Wert einer Persönlichkeit niemals erschöpft. Denn die wechselseitige Bedingtheit jedes Gespräches bringt es mit sich, daß in weitem Umfange der Einzelne gezwungen wird, sich auf der Ebene zu bewegen, auf der das Verständnis und Interesse Aller liegt. Diese Ebene bildet nun nicht immer den fruchtbarsten Boden für das Bedeutende im Menschen; und so geschieht es oft, daß sich in geselligem Kreise infolge eines mangelhaften seelischen Einverständnisses das persönliche Leben des Einzelnen mit seinen besten Schätzen verschließt. Aber selbst da, wo es sich kund gibt, beruht ein besonderer gesellschaftlicher Reiz des persönlichen Wesens stets darauf, daß hinter dem, was der Einzelne sagt, ein sehr viel tieferer und größerer Schatz von persönlichem Leben zu stecken scheint, der in der geselligen Äußerung nur hier und da aufleuchtet, an sich selbst aber unermessen bleibt.

Dieser innere Schatz der Persönlichkeit, ihre eigentliche Kraft wird abseits der Gesellschaft erworben. Es ist nicht grundlos, wenn uns von den großen Predigern des Ostens immer wieder berichtet wird, daß sie ihre Kraft in der Einsamkeit der Wüste holen, bevor sie vor das Volk treten. Etwas Ähnliches ereignet sich im Großen wie im Kleinen allenthalben. Nichts menschlich Bedeu=

tendes wird gesagt oder getan, das nicht mittelbar oder unmittelbar die Frucht innerer Sammlung in der Stille gewesen wäre.

Wir wollen uns diese Arbeit des Menschen an sich selbst, die zur Herausbildung seines persönlichen Wesens führt, näher vergegenwärtigen. Vorausschicken aber will ich noch, daß in eben dieser Arbeit die deutsche Persönlichkeitspflege wohl von sogenanntem „Individualismus“ unterschieden werden muß. Den Unterschied zwischen „Individualität“ und „Persönlichkeit“ möchte ich dahin kennzeichnen, daß „Individualität“ die unerzogene rohe Natur des Einzelnen; „Persönlichkeit“ aber seine in sorgsamer Pflege bewußt entwickelte Natur ist. „Individualität“ hat zwar die Möglichkeit, sich zu einer „Persönlichkeit“ zu entfalten; bedeutet aber noch nicht deren Wirklichkeit. Jene ist wie ein erster Keimling; diese wie ein Baum voller Früchte. Jene Armut; diese Reichtum. „Individualität“ ist gegeben; Persönlichkeit erworben. Jene kann auch das Tier haben. Diese ist ausschließliches Gut des Menschen.

Persönlichkeit als ausschließliches Gut des Menschen bedeutet erhöhte Individualität. Diese Erhöhung besteht in der Herausarbeitung derjenigen Anlagen des Einzelnen, die ihn über den Kreis der beschränkten Alltagsbedürfnisse hinaus führen. Die Beobachtung des eigenen Seelenlebens hat von Alters her dazu getrieben, niedere und höhere, allgemein tierische und eigentümlich menschliche Strebungen in uns zu unterscheiden. Tier ist der Mensch, wo er die Bedürfnisse seines eigenen körperlichen Lebens verfolgt. Sein eigentümlich menschlicher, die Tierheit übersteigender Wert dagegen kommt in jenen

die körperliche Schranke des Einzelnen übersteigenden großen geistigen Zusammenhängen der Erkenntnis, der Kunst, des sittlichen und religiösen Lebens und ihrer zahllosen Anwendungen in den großen Aufgaben der Menschheit zu Tage. So viel der Einzelne von dem Geiste dieser großen Zusammenhänge und Aufgaben in sich aufnimmt, so weit ragt sein Wesen über das bloß Tierische der Menschlichkeit hinaus. Und eben hier beginnt das eigentliche Wesen der Persönlichkeit. Es unterscheidet sich von der bloßen Individualität als „geistige“ Eigenart des Menschen im Unterschiede von seiner rein natürlich gegebenen kleinmenschlichen Eigentümlichkeit, die bloß auf seine körperlichen Bedürfnisse ausgeht.

Freilich kommt alles darauf an, daß der Mensch in dieser Teilnahme zu einem eigenen, seiner besonderen Geistesart gemäßen Standpunkte gelangt. Die eigentümliche Individualität seines kleinmenschlichen Wesens soll ein Gegenstück in der eigentümlichen Persönlichkeit seines großmenschlichen Wesens finden. Was er in diesen Dingen sagt und tut, soll von einer Auffassung sprechen, die er sich selbst erworben hat und daher sein eigen nennen darf.

Es kommt hinzu, daß dieses persönliche Eigenleben des Einzelnen eine innere Geschlossenheit des Wesens verlangt. Darin unterscheidet sich deutsche Persönlichkeit von französischem ‚esprit‘. Der ‚esprit‘ eines Menschen besteht in gelegentlichen Einzeläußerungen, die zwar von scharfer Beobachtung und hoher Begabung zeugen mögen, die aber nicht aus derselben Wesensart als aus einer inneren Einheit hervor zu gehen scheinen, ja sich nicht nur nach ihrem äußeren Scheine, sondern sogar nach

ihrem inneren Geiste widersprechen können. Dahingegen tragen die Äußerungen einer „Persönlichkeit“, so vielfach und verschiedenartig auch ihr Inhalt sein mag, überall dasselbe, begrifflich zwar nur unzureichend bestimmbare aber unmittelbar heraus zu fühlende Eigengepräge, das ihre Abstammung aus dieser einen eigentümlichen Menschenart verrät. Man könnte daher die Äußerungen des ‚esprit‘ mit einem bunten Strauße am Wege gepflückter Blumen vergleichen, während die Äußerungen der Persönlichkeit mehr den Blättern, Blüten und Früchten einer aus demselben Stamm und derselben Wurzel empor gewachsenen Baumkrone entsprechen.

Zeigt das college als hohe Schule englischen Wesens deutlich die Erziehung zum Gentlemantum und seinen ‚standard reactions‘, so zeigt nicht minder deutlich unsere Universität als hohe Schule deutschen Wesens die Grundsätze einer Erziehung zur Persönlichkeit. Die verschiedene Mannesart, die in beiden Völkern angestrebt wird, kennzeichnet sich daher in der Verschiedenheit ihrer höchsten Bildungsanstalten. Ich gehe etwas näher auf die Bedeutung der deutschen Universität für die Persönlichkeitserziehung ein.

Bezeichnender Weise ist das, worauf an deutschen Universitäten viel mehr als an allen anderen Hochschulen der Welt das größte Gewicht gelegt wird: die wissenschaftliche Gründlichkeit. Auch diese Gründlichkeit hängt mit der Pflege der Persönlichkeit eng zusammen. Gehört es doch zu dem Wesen jeder wahren Persönlichkeit, daß der Mensch das Geistesleben, in dem er wurzelt, und zu dem

er persönlich Stellung nimmt, auch selbst ergründet habe. Ohne ein solches Ergründen der Dinge gibt es keine Persönlichkeit. Ergründen aber heißt: zurück gehn zu den letzten Voraussetzungen unserer Überzeugungen. In diesem Sinne leitet die deutsche Universität ihre Studenten dazu an, die wissenschaftlichen Überzeugungen auf ihre letzten Grundlagen zu prüfen und sich auf Grund dieser Prüfung eine eigene Überzeugung zu bilden: während das englische college in einem mehr schulmäßigen Betriebe es auf die Aneignung eines von den Schülern nicht selbst zu prüfenden Wissensstoffes absieht. Hier wie sonst wird der Deutsche zur Bildung einer eigenen Meinung erzogen; während dem jungen Engländer die Meinung, die er haben soll, eingeprägt wird.

Aber noch einen anderen Sinn hat die an der deutschen Universität gepflegte Gründlichkeit. Niemand kann zu einer brauchbaren Meinung über wissenschaftliche Dinge gelangen, wenn er nicht die Fülle der Beziehungen kennt, die jede Frage mit allen anderen verbindet. Niemand kann Persönlichkeit in wissenschaftlichem Sinne werden, wenn er nicht die großen Zusammenhänge des geistigen Lebens überschaut, auf das er seine Überzeugungen gründet. Der Einheitlichkeit des persönlichen Wesens entspricht in der Wissenschaft die Einheitlichkeit und innere Geschlossenheit des Gedankenwerkes.

Auf dieser Grundlage ruht das mit der Forderung der Gründlichkeit eng zusammen hängende Streben der deutschen Universitäten nach einem erschöpfenden und in sich geschlossenen Gesamtaufbau der Wissenschaften. — Während sich die englische Forschung meist mit

einem äußerlichen Zusammentragen großer Stoffmassen begnügt, und es die wissenschaftliche Schriftstellerei in Frankreich meist bei der Aufstellung überraschender, geistreicher Behauptungen bewenden läßt, sucht die deutsche Wissenschaft einerseits nach einem Gesamtüberblicke über den Stoff, anderseits nach einer genauen Erkenntnis des den ganzen Stoff durchdringenden Beziehungsnetzes. Im Unterschiede von geistloser Stoffsammelei und stoffloser Geistreichelei sucht sie eine wechselseitige Durchdringung von Stoff und Geist.

Auch hierin ist die deutsche Universitätswissenschaft ein stammechtes Erzeugnis deutschen persönlichen Wesens. Der gediegene Schatz an erworbenem Wissen, an Beobachtungen, an Eigengedanken, durch den sich Persönlichkeit von bloßer Individualität unterscheidet, soll einen inneren Zusammenhang aufweisen: der Art, daß man jedem Worte des Mannes von vorn herein anmerkt, daß es von ihm stammt; daß es ganz aus seiner eigentümlichen fest gegründeten Lebensauffassung heraus geboren ist; daß es mit dem Sinne der anderen Äußerungen des Mannes wie Grund und Folge zusammen hängt.

Man hat dem deutschen Gelehrtentum nachgesagt, daß sein Hauptverdienst in dem systematischen Aufbau wissenschaftlicher Erkenntnisse eigentlich bestände. Andere Völker machten neue Errungenschaften. Deutschland beweise das Errungene, stelle es auf eine sichere Grundlage und baue es aus. Das Urteil ist insofern richtig, als in der Tat in Fragen des Gesamtaufbaus die deutsche Wissenschaft der ausländischen allenthalben weit voraus

ist. Es wird aber dabei übersehn, daß durch die Sicherstellung und den Ausbau des Errungenen, sowie durch das damit verbundene Ziehen aller Folgerungen immer wieder Neues gefunden wird. Ja auf dem Wege dieser Suche nach neu zu Erringendem liegt vielleicht der wichtigste Zug der deutschen Universitätserziehung zur Persönlichkeit.

Im Unterschiede von fast allen Hochschulen des Auslandes ist die deutsche Universität in erster Reihe eine Forschungsanstalt. Es ist ihr ausgesprochener Zweck, in dem Studenten eine Geisteshaltung zu erzeugen, die ihn zu eigenem Finden des Neuen befähigt. Alles zielt in der deutschen Universität auf die geistige Eigenfruchtbarkeit des Studenten ab. Er soll sich nicht sowohl den vorhandenen Wissenstoff bloß aneignen, sondern soll an ihm lernen, für sich selber zu denken, neuen zu finden, alten mit neuen Augen anzusehen: Persönlichkeit im wissenschaftlichen Sinne zu werden. Kant hat diesen Gedanken für sein Fachgebiet auf einen sehr glücklichen Ausdruck gebracht durch die Forderung, daß der Student nicht Philosophie sondern philosophieren lerne. Die entsprechende Forderung gilt für alle anderen Fachgebiete an unseren Universitäten. Der deutsche Student lernt nicht Wissenschaft sondern wissenschaftlich denken. Erst dadurch gewinnt er Selbständigkeit.

Für die Persönlichkeit bedeutet diese Erziehung zur Selbständigkeit eine Freilegung ihrer eigentlichen Kraftquelle. Denn der wesentlichste Zug im persönlichen Leben liegt darin, daß Jeder, statt wie das Gentlemantum dem ‚common-sense‘ der öffentlichen Meinung nachzusprechen, vielmehr für sich selber denkt, sich seine eigene

Meinung bildet und diese zum Ausdruck bringt. Ohne Selbstdenken ist keine Persönlichkeit möglich. In der aus dem Selbstdenken entspringenden geistigen Fruchtbarkeit des einzelnen Menschen besteht eines der wichtigsten Geheimnisse alles persönlichen Wesens.

Hiermit wiederum hängt jene eigentümliche Arbeitsauffassung an den deutschen Universitäten zusammen, die sich in dem Wahlspruche „Wissenschaft um der Wissenschaft willen" kund tut. Mit diesem Wahlspruche unterscheidet sich die deutsche Universität grundsätzlich von den englischen und amerikanischen Hochschulen, deren eigentlicher Leitsatz viel mehr „Wissenschaft um der Anwendung willen" ist. Den Deutschen führt seine Innerlichkeit und seine von Schopenhauer zur Philosophie erhobene Fähigkeit, den Verstand dem Willen zu entziehen, zu einer „uninteressierten" Betrachtung der Dinge: ohne Rücksicht auf nützlichen Gebrauch oder äußere Verwirklichung. Es ist ihm nur darum zu tun, die Sache selbst zur Klarheit zu bringen und damit das eigene persönliche Leben innerlich aufzubauen und zu festigen.

Auf dieser Hingabe an die Sache um ihrer selbst willen beruht die Begeisterung, der der persönliche Mensch im deutschen Sinne fähig ist: zum Unterschiede von der auffälligen Begeisterungsunfähigkeit des englischen gentleman und der flammenden Entzündbarkeit der romanischen Völker. Erklärt sich jene Begeisterungsunfähigkeit des gentleman aus der von ihm geforderten selfcontrol, dem ihn beherrschenden common sense und seinem Grundsatze des Mittelmaßes; anderseits diese Entzündbarkeit der Romanen dadurch, daß sie sich als mehr naturgewordene Menschen mit ihrem ganzen Selbst

der Massenwirkung preis geben: so muß, um die Begeisterung deutscher Persönlichkeiten zu wecken, der Gegenstand in Frage stehen, dem sie sich mit Leib und Seele ergeben haben, der ihnen an sich selbst wertvoll ist, und den sie in sich verkörpern. Werden diese Gebiete berührt, so ist damit inneres Leben selbst an seiner Wurzel gefaßt worden, da der Gegenstand in die Persönlichkeit des Menschen eingetreten ist. Beides ist von einander untrennbar, und die Begeisterung daher um so mächtiger, je mehr der Gegenstand das Wesen des Menschen erfaßt hat.

Wie diese Selbstsicherheit, so hängt anderseits die deutsche Wahrhaftigkeit als Ausdruck persönlichen Lebens mit der freien Hingabe an den Gegenstand zusammen. Eine Sache um ihrer selbst willen, Wissenschaft um der Wissenschaft willen betreiben heißt: Wahrheit suchen und ihr alles Andere unterordnen; während Wissenschaft um der Anwendung willen dazu führt, die Wahrheit zu einem bloßen Mittel herab zu drücken.

Hier zeigt sich wiederum der Unterschied zwischen Gentleman und Persönlichkeit. Der englische Gentleman stellt die Wahrheit in den Dienst des guten Tons. Er sagt, was gefällt; er verschweigt, was nicht gefällt; und im Notfalle bedient er sich der Unwahrheit. Deutsche Persönlichkeit dagegen stellt Alles hinter die Wahrheit zurück. Denn das Wesen der Persönlichkeit besteht ja gerade darin: eine eigene Überzeugung zu gewinnen und sie zu vertreten. Sich gegen die eigene Überzeugung den Wünschen des ‚common sense‘ fügen heißt: die eigene Persönlichkeit opfern. Unwahr sein heißt: auf seine Persönlichkeit verzichten.

Daher liegt in der deutschen Auffassung von der Wahrhaftigkeit zugleich der tiefsinnige deutsche Freiheitsbegriff, der von der englischen Auffassung der Freiheit wohl zu unterscheiden ist. Die dem „freien Worte" geltenden kraftvollen Verse des deutschen Burschenliedes:

„Wer die Wahrheit kennet und sagt sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht."

bringen diese untrennbare Wesenseinheit deutscher Wahrhaftigkeit und deutscher Freiheit zu lebendigem Ausdruck. „Frei ist der Bursch." Wahrheit und Freiheit sind für den deutschen Menschen dasselbe. Ich bin frei, wenn ich meiner eigenen Überzeugung leben, meine Persönlichkeit zur Geltung bringen, wahr sein darf. Ich bin unfrei, wenn ich meine eigenen Überzeugungen zum Ausdruck zu bringen behindert werde: sei es nun durch äußeren Zwang oder durch das ungeschriebene Gesetz eines common sense. Dem Gentlemantume mit seiner Forderung äußerer conformity ist innere Freiheit im deutschen Sinne versagt.

Es besteht also zwischen englischer und deutscher Freiheit ein Unterschied. Jene kennzeichnet sich in einer verhältnismäßig weit gehenden äußeren Freiheit des einzelnen Bürgers gegenüber dem Staate. Jedenfalls ist das die Freiheit, deren sich die Engländer stets zu rühmen pflegen. Diese äußere Freiheit fällt, wie alle Äußerlichkeiten des englischen Lebens, der oberflächlichen Betrachtung sofort auf. Die deutsche Freiheit dagegen ist, wie das wahrhaft deutsche Wesen überhaupt, innerlich und wird daher auch nur von tiefer veranlagten Menschen verstanden; von diesen aber als das wichtigste Lebens-

bedürfnis empfunden. Für einen solchen Menschen hört die englische Freiheit da auf, wo echte Freiheit anfängt.

Innerhalb des deutschen Universitätslebens kommt eine eigentümliche Ehrfurcht vor diesem Freiheitsrechte persönlichen Eigenlebens in dem Begriffe der deutschen „akademischen Freiheit" zum Ausdruck. Unter dieser akademischen Freiheit ist die völlige Ungebundenheit der eigenen Überzeugung sowohl für den Lehrenden als auch für den Lernenden zu verstehen. Keinerlei Vorschriften werden dem Lehrenden gemacht über Inhalt, Umfang, Einteilung, Stunde, Verfahren seines Unterrichts. Die Ehrfurcht vor der wissenschaftlichen Überzeugung und das Vertrauen zu der wissenschaftlichen Persönlichkeit schaffen hier eine Freiheit, die einzigartig in der ganzen Welt ist, und die sich nur aus der klaren Einsicht verstehen läßt, daß der Wissenschaftsbetrieb der deutschen Universität auf der persönlichen Eigenart und Überzeugung jedes ihrer Gelehrten beruht, welchem als wissenschaftlicher Persönlichkeit volles Vertrauen entgegengebracht werden muß.

Und der entsprechende Grundsatz gilt von der „akademischen Freiheit" der Lernenden. Auch hier soll durch die „akademische Freiheit" die Pflege und Entfaltung der Persönlichkeit jedes Einzelnen gewährleistet werden. Die Freiheit, die dem Studierenden an der deutschen Universität, wie an keiner anderen Hochschule der Welt geboten wird, hat zum Ziele: den werdenden Mann, wissenschaftlich wie menschlich, ganz auf sich selbst zu stellen, damit er sein eigen d. h. eine Persönlichkeit werde. Dabei ist bemerkenswert. daß sich anderseits die deutsche

Universität doch wieder keineswegs damit begnügt, dem Lernenden bloß eine „Gelegenheit“ zur Arbeit zu bieten, wobei er vereinzelt bliebe; sondern daß sie ihn viel mehr in eine zwischen den Lehrenden und den Lernenden bestehende geistige Gemeinschaft aufnimmt; jedoch so, daß der Ausbildung seiner eigensten Überzeugung, der Freiheit, sie zur Geltung und mit der Meinung der Anderen ins Gleichgewicht zu bringen, schier unbeschränkter Spielraum geboten wird.

Um sich über die Bedeutung dieser Freiheit für die Entwickelung persönlichen Lebens klar zu werden, braucht man nur an den gewaltigen Unterschied zu denken, der in dieser Hinsicht zu dem angelsächsischen college besteht. Wo auf der deutschen Universität „akademische Freiheit“ herrscht, da herrscht auf dem englischen college in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung das Gängelband. Nicht nur werden dem Lehrenden über Inhalt, Umfang, Stunde und Verfahren seines Unterrichts weitgehende Vorschriften gemacht; sondern auch der Lernende wird durch Stundenpläne, fortwährende Prüfungen, strenge Regelung seines Tageslaufes und Verbote aller Art so in die Obhut genommen, daß er zwar in die Zwangsjacke des Gentlemantums vortrefflich hinein wächst; aber auch alle persönliche Selbständigkeit und Eigenart verliert. Der „akademischen“, das will sagen: inneren Freiheit der deutschen Universität steht auf dem englischen college eine schulmäßige innere Unfreiheit gegenüber. Ich entsinne mich noch der öffentlichen Abschiedsrede eines Harvardstudenten, der diese innere Unfreiheit seines immerhin noch als „frei“ geltenden college lebhaft beklagte.

Angesichts des Begriffes der deutschen Freiheit ist man versucht, sich zu fragen: wie kommt es, daß trotz der Betonung des Eigenrechtes jedes Einzelnen im deutschen Geistesleben, bei aller Verschiedenheit der Ansichten, doch Einhelligkeit vorhanden ist? Die Antwort liegt darin, daß die Verschiedenheit der Persönlichkeiten keine Verschiedenheit bloßer Individualitäten ist. Individualität bezieht sich auf das Kleinmenschliche. Und im Kleinmenschlichen bedeutet die Betonung des Eigenrechtes: Krieg Aller gegen Alle. Mit der Persönlichkeit ist es anders bestellt. Sie bezieht sich auf das Großmenschliche. Das will besagen: sie bedeutet die Inhaberschaft und das Eigenrecht des Einzelnen in jenen großen, das Menschenleben überdauernden Bereichen der Wissenschaft, Philosophie, Religion, der Musik, Dichtung und Kunst, des Staats- und Wirtschaftslebens und aller jener Gebilde, kraft deren sich der Mensch über die engen Schranken seines leiblichen Daseins erhebt. Diese Bereiche tragen eine Gesetzlichkeit in sich selber, an der Alle Teil haben, die geistig in demselben Bereiche leben; die das Gegengewicht bildet gegen Überwucherungen der Einzelbestrebung; und die verhindert, daß Persönlichkeit in Willkür ausartet. Es ergibt sich daraus, daß die Persönlichkeit, insoweit sie die geschilderten Gebilde mit ihrem Geiste durchdringt, selber von der Gesetzlichkeit dieser Gebilde in Zucht gehalten wird. Aus dieser in der Sache selbst liegenden Gesetzlichkeit entspringt auch jener eigentümliche Einklang in dem Verkehre persönlicher Menschen untereinander, der den Unterton der Gemütlichkeit bildet.

Aus der geistigen Gesetzlichkeit, die im Hintergrunde des persönlichen Eigenlebens steht und das Gemein-

schaftsbewußtsein im Verkehre persönlicher Menschen hervor bringt, stammt auch das eigentümliche Gewicht, das den Äußerungen jeder echten Persönlichkeit beiwohnt, und das mit der inneren Wahrhaftigkeit jeder Persönlichkeit zusammen hängt. Während die Äußerungen der bloßen Individualität nur für diese selbst Geltung beanspruchen können; nur zeigen, was der Einzelne gerne mag, was er verabscheut und wie er ist: so führen im Gegensatze dazu die Äußerungen der Persönlichkeit, so sehr auch sie gerade durch die Eigentümlichkeiten des Einzelnen bestimmt sind, dennoch eine überindividuelle Gültigkeit bei sich, die in der Gesetzmäßigkeit jener geistigen Bereiche liegt, aus denen das persönliche Wesen seinen Gehalt schöpft, und durch welche es seinen Einfluß über die Mitmenschen ausübt. Die in der Persönlichkeit steckende Kraft und die ihr eigentümliche Würde beruht darin, daß der Einzelne in seinen Worten und Taten hier nicht nach seiner kleinmenschlichen Begrenztheit zum Ausdruck kommt, sondern als Vertreter eines über die Schranken des Einzelwesens hinaus greifenden Reiches der Wahrheit, welches seine Gültigkeit in sich selbst hat und deshalb auf die Zustimmung jedes anderen Einzelwesens Anspruch erhebt. An die Stelle der Willkür bloßer Individualität tritt uns in der Persönlichkeit eine über den Einzelmenschen hinaus gehende Gesetzlichkeit entgegen, deren Anerkennung wir uns nicht entziehen können.

Geben wir mit dieser Betonung der Gesetzlichkeit im persönlichen Wesen die Freiheit der Persönlichkeit, von der wir zuvor gesprochen haben, wieder auf? Mit Nichten. Denn das Wichtige und Wesentliche der Per-

sönlichkeit liegt darin, daß sie zwar an die Gesetzlichkeit ihres Stoffes gebunden ist, aber von ihm nicht beherrscht wird; daß diese Gesetzlichkeit zwar eine Schranke, aber keine bewegende Kraft persönlichen Lebens bildet.

Hierüber möchte ich mich näher erklären. Ich gehe dabei aus von dem Stoffe, an dem Persönlichkeit sich betätigt, und weise darauf hin, daß unbeschadet seiner Gesetzlichkeit jeder Stoff eine schier unerschöpfliche Menge von Betrachtungs- und Behandlungsweisen zuläßt. So ist in der Musik, der Dichtung, der bildenden, der darstellenden Kunst derselbe Gegenstand unzählige Male wiederholt und doch immer wieder neu erfaßt und mit oft überraschender Eigenart zum Ausdruck gebracht: trotz der inneren Gesetzlichkeit des Gegenstandes allein durch die Macht des Künstlers. So sind in der Philosophie und Wissenschaft dieselben Fragen unendlich oft gestellt und immer wieder anders und neu beantwortet worden: trotz der inneren Gesetze der Wissenschaft allein durch die Kraft der wissenschaftlichen Persönlichkeit des Forschers. So zeigt uns jeder Staatsmann, jeder Heerführer, jeder Verwaltungsbeamte, jeder Kaufherr, jeder Landwirt in seiner Geschäftsführung eine eigene, ihm besondere Art, die Dinge anzufassen, die der inneren Gesetzlichkeit seines Tätigkeitsfeldes durchaus entspricht und dennoch bei jedem Führer immer wieder anders ist: allein durch die Macht der Persönlichkeit. Der geistige Stoff, aus dem das persönliche Leben seine Kraft schöpft, hat zwar innere Gesetze und setzt sich der Willkür entgegen; aber in seiner Gesetzmäßigkeit birgt er auch schier unerschöpfliche Möglichkeiten der Erfassung und Behandlung. Daher schreibt sich der gewaltige, aus der

Pflege der Persönlichkeit erwachsene Reichtum des deutschen Geisteslebens, der dadurch entsteht, daß im Wechsel der Zeiten und Menschen Jeder von seinem eigenen Standpunkte und in seiner eigenen Weise die geistigen Gebilde auffaßt, so daß diese von den verschiedensten Seiten beleuchtet und in immer wieder neuen Tiefen ergründet werden.

Und damit komme ich zu der Frage: was ist denn nun eigentlich dieses geheimnisvolle Wesen der Persönlichkeit, das sich in einer bei jedem Einzelmenschen immer wieder neuen und eigenartigen Erfassung oder Behandlung des Stoffes kund gibt?

Schopenhauer spricht in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen einmal davon, daß jeder schöpferische Geist eigentlich nur einen Kunstbegriff besitze, einen „Kniff", den er auf die Dinge anwendet, der ihm ursprünglich, sein Geheimnis sei; und den man ihm nicht ablernen könne, weil sich dieser „Kniff" nicht in einer Regel auf Begriffe bringen lasse, sondern nur an den einzelnen Werken erkennbar werde, die durch ihn erzeugt sind.

Was Schopenhauer hier von dem schöpferischen Geiste im Besonderen sagt, findet auf das Wesen der Persönlichkeit im Allgemeinen Anwendung. Persönlichkeit ist kein ruhendes Ding, sondern eine geistige, seelische Betätigungsweise. Ich lege kein Gewicht darauf, mit Schopenhauer zu behaupten, daß diese Betätigungsweise, der „Kniff", nur einer sei. Die meisten Persönlichkeiten kennzeichnen sich durch mehrere solcher Kniffe, die dann freilich mehr oder minder mit einander in Zu-

sammenhang zu stehen pflegen. Dagegen ist es wichtig, daß man sich darüber klar werde, daß das Wesen der Persönlichkeit, ihr „Kniff", eine Art der Betätigung ist. Nur durch ihre Betätigung in Gedanke, Wort, äußerem und innerem Verhalten kann man Persönlichkeiten erkennen. Ja, auch seine eigene Persönlichkeit kann man nur an ihren Auswirkungen, sich selbst nur daran erkennen, was man tut. In diesem Sinne schrieb einst Goethe:

„Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probier' er jeden Tag,
Was nach außen endlich klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag."

Und ähnlich hat sich vor Goethe Herder, wie nach ihm Schopenhauer geäußert.

Es ist richtig, daß diese unsere Betätigungsweise ihre ererbten und erworbenen Grundlagen haben dürfte, und daß sie von einem gewissen allgemeinen Bewußtsein unseres Könnens getragen wird. Aber ganz abgesehen davon, daß dieses Bewußtsein leicht täuscht und an dem tatsächlichen Stande der eigenen Leistungen geprüft werden muß, so verdankt es auch sein Dasein eben dem Dasein jener Betätigungsweise, deren Erinnerung es einerseits ist, auf deren künftige Leistung es sich anderseits richtet, und die den Maßstab für seinen Wert abgibt. Was ein Mensch ist und was er wert ist, wird nur aus dem klar, was er in seinem Leben und auf welche Weise er es leistet.

Persönlichkeit ist also die dem Einzelnen eigentümliche Weise seiner Lebensbetätigung. Man könnte versucht sein, zu sagen: Persönlichkeit sei ein „Verfahren"

des Einzelnen. Das mag hingehen. Doch muß man dann einen Unterschied machen. Verfahren im gewöhnlichen Sinne des Wortes, Handhabung, auf welchem Gebiete es auch sei, läßt sich begrifflich erfassen, läßt sich mit Worten klar beschreiben und kann von jedermann erlernt werden. Das Verfahren der Persönlichkeit kann niemand erlernen. Man kann es auch nicht in Begriffe fassen oder beschreiben, sondern nur seine Wirkung an den einzelnen Handlungen der Persönlichkeit zur Anschauung bringen. Das Verfahren als solches bleibt unveräußerliches Geheimnis des Einzelnen; ja ihm selber geheim, insofern er sich zwar bewußt zu sein pflegt, daß seine Natur und Willensrichtung ihn also zu reden und zu handeln treibt, den Grund dieser Natur aber nicht anzugeben vermag.

Aus diesem Sachverhalte wird es begreiflich, warum echte Persönlichkeiten zwar viele Nachmacher zu haben pflegen, aber keine Nachfolger. Nachmacher sind stets die der persönlichen Eigenkraft Ermangelnden. Sie wollen die Dürftigkeit ihres eigenen Wesens durch den Reichtum der fremden Persönlichkeit ersetzen. Doch bleibt ihnen das innere Verfahren dieses Anderen, der Natur der Sache gemäß, unfaßbar. So jagen sie seinem äußeren Verfahren nach. Damit aber geht ihnen die eigentliche Sache verloren. Sie haben die Teile in der Hand: „fehlt, leider! — nur das geistige Band."

Dieses geistige Band der Persönlichkeit als Lebensäußerung des Einzelnen ist angeboren. Es kann nicht erlernt werden. Daher ist es Irrtum, wenn man glaubt, die Persönlichkeit eines Anderen für sich selbst erwerben

zu können. Man kann nur das erwerben, d. h. zur Entwickelung bringen und zu seinem festen Eigentum machen, wozu man selbst veranlagt ist. Aber auch das muß man erst „erwerben", wenn anders man aus der bloßen Individualität zur Persönlichkeit heran reifen will. Viel mehr als von äußerem Gute gilt von diesem inneren das Faustwort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Nun geht freilich die Erwerbung der eigenen Persönlichkeit vielfach so vor sich, daß wir bei Anderen in geringerer oder höherer Vollendung sehen, wonach unser eigenes Wesen strebt. Wir ahmen dann dem Anderen nach, richten uns an ihm gewisser Maßen empor. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß wir dadurch keineswegs die Persönlichkeit des Anderen übernehmen, sondern nur die eigene Persönlichkeit an seinem Vorbilde entwickeln. Man wird auch stets erkennen, daß das Endergebnis solcher persönlichen Entwicklung bei dem Nachahmenden ganz anders ausfällt, als es bei dem Nachgeahmten war. Die Zeiten der Nachahmung pflegen in solchen Fällen nur Durchgangsstufen zu sein; die eigene Entwickelung ganz anders zu verlaufen als die Entwickelung des Vorbildes, das man nachahmt.

Man kann derartige Beobachtungen natürlich am Besten bei denjenigen Altersstufen machen, bei denen sich die Persönlichkeit noch nicht zu ihrer Vollendung durchgerungen hat, sondern noch im Werden ist. Das zeigt sich besonders in der deutschen männlichen Jugend. Hier kann man oft eine gewisse Schauspielerei beobachten. Teils versteckt sich dahinter noch eine Unsicherheit

des Jünglings in der äußeren Welt und Bewunderung für die erstrebte, noch nicht erreichte, oft falsch eingeschätzte Sicherheit bestimmter, meist äußerer Lebensformen. Teils aber auch verrät sich in dieser Schauspielerei die Arbeit an dem inneren Eigenwesen, das Nachstreben nach einem „Ideal", zu dem man die Anlage wohl in sich spürt, an dessen Erreichen man aber noch mühsam arbeiten, andere, entgegen gesetzte Anlagen beherrschen lernen muß. Was da zunächst als Schauspielerei erscheint, ist der noch unvollständig gelingende, tastende Versuch, bestimmten Seiten des eigenen Wesens zur Herrschaft zu verhelfen. Für die Ausreifung der Persönlichkeit ist diese innere Arbeit von großer Bedeutung.

Das Wesen der Persönlichkeit mit ihren keimhaft angeborenen Lebensäußerungen entspringt aus Vererbung. Wenn man auch nicht anzunehmen braucht, daß das angeborene Wesen jedes Menschen eine äußere Zusammensetzung von Eigenschaften seiner Vorfahren sei, so kann sich doch zweifellos jeder Mensch in hohem Ausmaße an seinen eigenen Vorfahren wieder erkennen. Was für eine Persönlichkeit man ist, hängt also von dem Stammbaume ab, aus dem man hervorgegangen ist.

Das darf aber nicht zu dem Mißverständnisse führen, daß die Persönlichkeit des Einzelnen durch Vererbung schon im Voraus fest bestimmt sei; daß sie nur in einer einzigen Richtung entwickelt werden könne: nämlich in der einen ihm vererbten und angeborenen. Vielmehr liegt die Sache so, daß dem Menschen fast immer eine große Vielheit von Möglichkeiten vererbt ist, die die verschiedensten Entwicklungsrichtungen und die mannig=

faltigsten Verbindungen zuläßt. In uns leben mehrere unserer Vorfahren, die mit einander gewissermaßen in Wettbewerb stehen. Welche von diesen in uns lebendigen Vorfahren unterdrückt werden, welche zum Durchbruch gelangen sollen: das ist in weitem Ausmaße in unsere eigene Hand gelegt, und das Ergebnis dieses inneren Ringens verschiedener Strebungen in uns um die Vorhand gehört dann zu dem „Erworbenen" unseres Wesens, zu unserer Persönlichkeit, im Unterschiede von unserer naturwüchsigen Individualität.

Hier bewährt sich eine andere Art der Selbstbeherrschung als die im Gentlemantum gepflegte ‚selfcontrol'. Sie gilt nicht, wie diese, den gesellschaftlichen Äußerungen des Menschen, sondern seiner eigenen inneren Natur. Es ist eine Beherrschung der Individualität durch die Persönlichkeit. Jene deutsche Art der Selbstbezwingung, die Goethe in den „Geheimnissen" als ein sich selbst zu eigen Werden kennzeichnet.

„Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!"

„Sein eigen," das heißt Persönlichkeit, kann man nur werden durch Beherrschung des eigenen inneren Wesens. Gentleman, damit aber Eigentum einer Gesellschaft, wird man durch Beherrschung einer äußeren Art, sich zu geben. Gentlemantum beherrscht und regelt die Handlungen, die aus dem eigenen Wesen empor sprudeln wollen. Persönlichkeit beherrscht das eigene Wesen selber, aus dem die Handlungen entspringen. Jene glättet die Oberfläche, diese bildet die Grundlage aus. Jene

sieht es auf die äußeren Anzeichen eines bestimmten Menschentums ab, diese auf das Menschentum selbst. Beide wollen die rohe Individualität, die ursprüngliche Anlage des Menschen ändern. Aber jene ändert sie zu einem ein für alle Mal fest stehenden „Typus"; diese erhöht die Individualität in ihrer eigentümlichen ererbten Lebensanlage. Die Erziehung zum feststehenden Typus ist nur scheinbar möglich: durch Beherrschung äußerer Lebensformen; denn nach der Tiefe ihres inneren Lebens selbst lassen sich die Menschen nicht über einen gemeinsamen Leisten schlagen. Daher führt nur die Entwicklung der Individualität zu einer Selbstbeherrschung als Beherrschung des eigenen Wesens durch sich selber und damit zur Persönlichkeit.

Aus der Beherrschung der eigenen Individualität durch die eigene Persönlichkeit erklärt sich die merkwürdige Vielseitigkeit mancher Persönlichkeiten, denen man eine innere Verschiedenheit, ja einen inneren Widerspruch ihres Wesens als bloßer Individualität recht wohl anmerkt, bei denen aber dennoch um das Widersprechende ihres Wesens ein Band der Einheit geschlungen zu sein scheint, durch das sie bestimmte Seiten ihres Wesens zur Vorherrschaft gebracht haben. Von solchen Menschen könnte man sagen, daß die Gegensätzlichkeit ihrer Individualität in der Einheit ihrer Persönlichkeit aufgehoben sei.

Auf dieser Beziehung zwischen Individualität und Persönlichkeit beruht auch die natürliche Fruchtbarkeit der Persönlichkeitserziehung und eine entsprechende Unfruchtbarkeit der Gentlemanerziehung. Nur das kann keimen, Blüte und Frucht tragen, was aus eigenem Leben stammt und aus den eigenen Säften Nahrung zieht.

Das bloß Nachgeahmte bleibt nachgemacht. Es wird zwar gewohnheitsmäßig angewandt, bleibt aber ohne zeugende Kraft. So ist in dem heutigen englischen Gentlemantume das frische sprudelnde Leben der altenglischen Ritterschaft zu einem äußerlichen Formen- und Sittenzwange erstarrt. Und die englische Gesellschaft wird nicht eher ihr ursprüngliches eigenwüchsiges Wesen wieder erlangen, als bis sie sich von dem schablonenmäßig nachgeahmten Gentlemantume abgewendet und eine natürliche Ausdrucksform ihres eigenen inneren Wesens wieder gefunden hat.

Ich möchte von diesem Gesichtspunkte der inneren Fruchtbarkeit noch einmal auf die in dem Menschen steckenden Möglichkeiten zurückkommen. Im Gegensatze zu dem Gentlemantum, wo sich die Möglichkeiten der Lebensäußerung des Einzelnen auf ganz bestimmte, fest gefahrene Gleise beschränken und daher immer wieder kehren, erscheint uns jede echte Persönlichkeit in ihren Lebensäußerungen wie ein unerschöpflicher Born. Trotz der Geschlossenheit seines Wesens ist Wort und Tat des persönlichen Menschen immer nur durch ihn selber bestimmt. Seine in der Persönlichkeitserziehung bewahrte und gepflegte Ursprünglichkeit birgt eine unermessene Fülle von Möglichkeiten in sich. Darin besteht seine Fruchtbarkeit. Ich möchte sagen: jeder seelische Vorgang und Ausdruck in einer Persönlichkeit, sei es nun Gemütsbewegung, Gedanke, Streben, Wort, Mienenspiel, Tat, bietet in seiner Weise, nämlich in seiner besonderen Ausprägung, etwas schlechterdings Neues, vielleicht so noch niemals auf der Welt Dagewesenes: ganz im Gegensatze zu der sich immer wiederholenden Schablonenhaftigkeit

der Gentlemanäußerungen. Das ist nicht so erstaunlich, wie es scheint. Es ist im Gegenteil die Regel alles echten Lebens. Keine zwei Blätter sind einander gleich, nicht einmal Teile der Blätter, geschweige denn Menschenseelen und ihre Äußerungen, und diese ganz besonders dort nicht, wo gerade die Eigenart der Menschenseele gepflegt worden ist.

Persönlichkeit ist das einzelne Menschenleben, nach bestem Ermessen dahin entwickelt, wozu es seiner Natur nach bestimmt schien.

Aber wozu ist der Mensch seiner Natur nach bestimmt? Diese Frage führt uns zu einer letzten Vertiefung unserer Untersuchung. Es zeigt sich nämlich, daß das in dem Menschen waltende und treibende Leben über sich selber hinaus weist, und daß mehr oder minder wir Menschen uns dessen auch bewußt werden.

Daß unser Geschlecht, bevor wir Menschen wurden, alle möglichen Stufen von Tierheit hat durchlaufen müssen, ist sattsam bekannt. Heute, da wir keine Tiere mehr, sondern Menschen sind, tun nun Viele so, als sei die Entwicklung zuende. Das ist natürlich falsch. Das Erdenleben entwickelt sich immer weiter: und zwar nirgends offensichtlicher, schneller, unaufhaltsamer als in dem Menschengeschlechte. Der Schauplatz unserer Entwickelung ist die Geschichte; und kein anderer bringt die Geschichte zustande, als wir selber: die Schöpfer unserer Entwickelung und ihre Geschöpfe. Wir Menschen sind das zum Selbstbewußtsein gelangte, das mündig gewordene Leben der Erde. Bei der Entwickelung des Pflanzen- und Tierlebens hat man oft den Eindruck, als stünde eine

geheime Lebensmacht hinter den Geschöpfen und gängele sie zu ihrem eigenen Wohle wie ein Kindermädchen: wohin, das wissen die Geschöpfe nicht. Bei uns Menschen fängt es an, anders zu werden. Wir nehmen unser Leben selber in die Hand. Wir tun, was wir wollen. Wir setzen uns Ziele. Das heißt: wir entwickeln uns mit Bewußtsein. Wenn wir daher im Persönlichkeitsleben das Bewußtsein in uns tragen, daß unsere Menschlichkeit über sich selbst hinaus weist, so können wir dies dahin deuten, daß sich mit größerer oder geringerer Klarheit eine höhere, die nächste Stufe der Menschlichkeit in unserem Bewußtsein ankündigt.

Alles Sehnen des Menschen ist dann ein Vorausahnen dessen, was da kommen soll; was in ihm zur Entwickelung drängt; zu dessen Verwirklichung er die Möglichkeit keimhaft in sich enthält. Diese über sich selbst hinaus weisende Ankündigung einer höheren Lebensform ist der tiefste Grund persönlichen Wesens, sein eigentlicher Schlüssel. Goethes Faust hat diesen Zug des persönlichen deutschen Wesens zu einer vollendeten künstlerischen Anschauung gebracht. Wir nennen seitdem den Drang nach einer über uns liegenden höheren Menschlichkeit, diesen inneren Drang, der den Kern der Persönlichkeit ausmacht, der jedem gentleman völlig fremd ist, und der keinem echten Deutschen fehlt: „das Faustische“ unseres Wesens. — Der faustische Drang über sich selbst hinaus ist das letzte und vielleicht tiefste Merkzeichen, durch das sich gentleman und Persönlichkeit von einander scheiden.

Wie sollen wir uns nun zu diesen beiden Ausprägungen männlichen Wesens, der englischen und der deutschen stellen? Ist die Zuneigung vieler deutscher Männer zu dem Gentlemantum ein einziger Irrtum? Ich glaube nicht, wenn diese Zuneigung der ritterlichen Gesinnung gilt, die den geschichtlichen Ursprung des Gentlemantums bildet. Aber diese Gesinnung kann uns nur anziehen als Blut von unserem eigenen Blute. Wir können sie anerkennen. Aber wir haben keinen Anlaß, uns für gentlemen in englischem Sinne auszugeben. Alles Wertvolle des Gentlemantums ist edler und lauterer in dem deutschen Begriffe der Ritterlichkeit enthalten.

Aber auch abgesehen von alledem ist das Gentlemantum, wollten wir es nachahmen, für uns Deutsche eine Gefahr. Wir liefen Gefahr, über dem äußeren Verhalten die innere Gesinnung zu verlieren. Die englische Erziehung opfert dem gentleman die Persönlichkeit; sie opfert das innere Sein dem äußeren Verhalten. Dadurch betrügt sie sich selbst und die Anderen. Die gleißenden guten Formen des englischen Gentlemantums fallen zwar in die Augen. Aber solange nur gute Formen als solche da sind, haben sie wenig Wert. Im Gegensatze hierzu pflegt die Ritterlichkeit in der deutschen Bedeutung des Wortes äußere Form nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienste innerer Gesinnung, von der die Form nur Ausdruck ist. Hier, wie in der Gesamtheit seines geistigen Lebens, seiner Kunst, seiner Wissenschaft, seiner Religion: in Allem kennzeichnet sich das deutsche Wesen,

im Unterschiede von der äußerlichen Formenliebhaberei der westlichen Völker, durch die Pflege des im Binnenleben wurzelnden Kerns des Menschen.

Wir haben keinen Anlaß, wie „Hans im Glück" unseren Goldklumpen für den Stein, das Wertvolle für das minder Wertvolle, den Kern für die Schale, deutsche Ritterlichkeit für englisches Gentlemantum her zu geben.

Nach meiner Überzeugung ist der starke Drang zu persönlichem Leben das kostbarste Gut unseres Volkes; die Pflege der Persönlichkeit in rechtem Sinne seine heiligste Aufgabe. Alles Große, Weltbezwingende des deutschen Geistes ist aus dieser eigenwüchsigen Kraft hervorgegangen.

In der Entwickelung selbständiger, aus eigener Wurzel empor wachsender Kräfte, erblicke ich die geschichtliche Sendung unseres Volkes. England mag seine weltgeschichtliche Aufgabe darin sehen, in allen Völkern englische gentlemen zu erziehen. Es kommt darin jene wunderliche Verblendung zum Ausdruck, die in englischem Wesen die höchste, ja allein berechtigte Ausprägung der Menschheit findet. Ich finde in dem englischen Gentlemantum keine Ausprägung höchster Menschlichkeit. Wohl gestehen „Volk und Knecht und Überwinder" von der Persönlichkeit, daß sie „höchstes Glück der Erdenkinder" sei. Aber daß das Gentlemantum dieses höchste Glück sei, wird niemand behaupten können, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben.

Gentleman und Persönlichkeit: beide sind „Ideale." Beide bringen etwas zum Ausdruck, das sein soll; nicht etwas, das schon von Natur da ist. Aber das Ziel, das